MAINZER VOLKS- UND JUGENDBÜCHER



CARL FERDINANDS

NORMANNENSTURM

MAINZ • VERLAG • VON • JOS. • SCHOLZ

MAINZER VOLKS- UND JUGENDBÜCHER

CARL FERDINANDS

NORMANNEN-STURM

Buchausstattung nach Entwürfen von J. V. Cissarz.
Die Bilder zu diesem Bande sind von Robert Engels. Druck v. Oscar Brandstetter in Leipzig.
Published June 25, 1908.
Privilege of Copyright in the United States reserved under the act approved March 3, 1905 by Jos. Scholz in Mainz

CARL FERDINANDS

NORMANNENSTURM:

EINE EIFELGESCHICHTE AUS ALTER ZEIT.

MAINZER VOLKS- U. JUGENDBÜCHER

HERAUSGEBER: WILHELM KOTZDE

VERLEGT BEI
JOS. SCHOLZ · MAINZ

Hans von Volkmann

dem Eifelmaler

zu eigen.

Erstes Kapitel.

Am Birresborn.

Es war im Jahre des Herrn achthundertzweiundneunzig.

Das rauhe Waldgebirge der Eifel lag unter einer dichten, anderthalb Fuß hohen Schneedecke, deren Oberfläche vom hellen Frost der ersten Januartage hartgebacken war. Nun aber trieben graue, schwere Wolken von Westen langsam über die Kämme der Berge. Hin und wieder sanken zarte Flocken, und der Neuschnee häufte sich als ein weicher, dünner Teppich auf die spröde Firnkruste.

Der Kyllfluß ging lautlos unter seiner Eisdecke; wo aber eine Strecke weit die Strömung offen war, blinkte das Wasser matt wie verwittertes Blei aus der milchweißen Umrahmung. Zu beiden Seiten des Tales lagen die Berge müde unterm Schnee, als ob sie sich von den Nordstürmen der Dezemberwochen erholen wollten; nur selten ruderte ein Rabe quer übers Tal, oder von der Dietzenlei und den

fernen Hängen her tönte das dumpfe, heisere Geheul eines schweifenden Wolfes.

Von den Bewohnern der Gemeinde Birresborn war wohl an diesem Nachmittag kaum einer in seiner Behausung zu finden. In Gruppen standen die trotzigen, fränkischen Bauern mit ihren Frauen und Kindern, alle in Zottelpelze gehüllt, um den Pfahlzaun des Meierhofes. Von seinem Herrensitze Sarbodesdorf war nämlich Burkhardt, der Vogt von Prüm, mit seiner Tochter Hildegard und einigen Knechten hergeritten, um Rotmar, den jungen Grafen von Mürlenbach, den Verlobten Hildegards, der mit König Arnulf in der Normannenschlacht an der Dyle gekämpft und ihn in sein Hoflager nach Regensburg begleitet hatte, würdig zu empfangen und zu festlichem Gelage nach Sarbodesdorf zu geleiten.

Burkhardt war beim Klostermeier abgestiegen und ließ sich nun von diesem die Obstvorräte zeigen, die zur Überführung nach dem mächtigen Kloster Prüm bereit lagen. Er trug nur eine leichte Jagdkleidung, eine feste Lederbrünne und einen kurzen Spieß. Seine Beine waren mit dicken Wolltüchern von rötlicher Farbe, die kreuzweisgeschlungene Bänder befestigt hielten, gegen die Kälte geschützt. Ein Pelz von edlen Biberfellen bedeckte seine Schultern. Während die Knechte auf sein Geheiß die aufgeschütteten Äpfel, Birnen und Mispeln im Vorratsraum abschätzten, wurde Hildegard von den Bauern, die sich ehrfurchtsvoll um sie drängten, darauf aufmerksam ge-

macht, daß weiter unten im Tal auf Mürlenbach zu leises Pferdegetrappel sich vernehmen lasse.

Schon sah man eine Schar Reiter um die Waldecke biegen. Da hielt es das Mädchen nicht länger, und sie ritt dem Erwarteten entgegen. Zugleich aber wandte sich drüben der vorderste der Reiter zu seinen Genossen um, worauf diese stillhielten und Rotmar allein seiner Braut entgegensprengte. Je näher der Reiter kam, desto langsamer ließ er sein Roß gehen, den Blick schlug er nieder, wie ein Unfreier nahte er sich dem Fräulein. In voller Rüstung saß der junge Krieger im Sattel; ein rundlicher Eisenhelm, an den sich Halsberge und Brünne von metallenem Ringgeflecht anschloß, der dreieckige Schild an seinem linken Arm, der stämmige Eschenspeer in der rechten Hand, das Zaumzeug des Pferdes, der Drachenzierat auf dem Helm: alles das blinkte hell trotz des dunklen Tages. Nur wenig ließ die Rüstung frei von dem rötlich-braunen Gesicht und dem kurzen, struppigen Schnurrbart. Nun nahm er den Speer in die Linke, die beiden reichten sich die Hände, einen kurzen Blick warf der Graf auf die schlanke und doch kräftige Gestalt seiner Braut, und sein stahlblaues, treues Auge streifte auch den Ring mit dem Karfunkelstein an ihrer Rechten, den er ihr bei der Verlobung vor der Abreise nach altdeutscher Sitte auf dem Knauf des Schwertes als Geschenk dargebracht hatte.

„Heil Hildegard,“ sagte er beklommen, die Hand des Fräuleins festhaltend.

„Ich grüße den Normannensieger," antwortete diese, ganz verstört von dem seltsamen Wesen ihres Verlobten, „aber nicht wie sonst sind deine Augen, deine Stirn ist kraus, so schreitet keiner zur Braut, der einen Sommer lang auf Kriegsfahrt war!"

„Jeden Tag und jede Stunde rief ich in der Fremde dies Wiedersehen herbei, nun ist es da, und ich stehe in Sorgen."

Mit einer jähen Bewegung entzog das Fräulein ihm ihre Hand, erschrocken fragte sie: „Warum sagst du nicht, was dich drückt, warum sagte es der Bote vorgestern nicht, hat dich in den Landen an der Maas eine andere vielleicht gewonnen?"

Auffahrend antwortete der junge Graf: „Nein, keine andere, nie und nimmer, Hildegard, glaube es mir!"

Und während er ihre Hand wieder ergriff und sie so zwang, mit ihm zusammen auf ihren Vater, der gerade aus dem Meierhof heraustrat, zuzureiten, sprach er atemlos, fast keuchend: „Du, und nur du, sollst Gräfin auf Mürlenbach sein, aber nicht möchte ich mein Weib in das kärgliche Land führen, das ich erbte, das man in einer Stunde durchreiten kann, nein, über Dorf und Tal weit hinaus soll Hildegard gebieten, Burgen und Berge sollen ihr gehören, Wald und Wild, soweit ihre lieben Augen schauen können . . . das möchte ich, sieh mich nicht so erschrocken an, glaube es mir und halte fest an mir, was auch kommen mag, ich bin wie damals treu, sei du es auch! Was auch kommen mag!"



Während Hildegard, dem Klammergriff seiner Hand sich fügend, wortlos dem Erregten folgte, hatte er sein Pferd immer entschlossener angetrieben, und die beiden näherten sich dem Vogt von Prüm.

„Gegrüßt in der Heimat, lieber Eidam," sagte der und reichte seine Rechte dem Reiter hinauf; dann aber, verwundert ob der unruhigen und bedrückten Miene des Grafen, ließ er die Hand wieder hinabgleiten, sah Rotmar und seine Tochter fragend an und sprach mit unsicherem Lächeln: „Ein steinerner Gast kam aus der Normannenschlacht zurück! Ist Rotmar ein Höfling geworden, dem die Freunde von früher zu schlecht sind?"

Hastig schüttelte Rotmar den Kopf: „Da sei Gott davor, aber nicht ziemt es mir zu trügen! Höre, Burkhardt von Sarbodesdorf, Vogt und Beschützer der weitgebietenden Abtei Prüm, zuerst die Worte meines Königs Arnulf, die er mir mitgab, als ich von seiner Burg zu Regensburg schied. Begrüßt du mich dann noch so fröhlich wie eben, so soll es ein hohes Glück sein, fluchst du mir aber, so muß ich auch den Fluch tragen; ich aber bin des Königs Mann und folge seinem Wort!"

Währenddessen zog Rotmar ein mit Siegeln behangenes Pergament aus der Brünne, entfaltete es und teilte seinen Inhalt dem aufhorchenden Alten mit. In dieser Urkunde verlieh Arnulf auf Grund des Königsrechtes dem Grafen Rotmar von Mürlenbach und dem Ritter Waltram von Walsdorf für ihre Dienste während des

Normannenzuges drei Burgen, nahe beim Karosgau im Kylltal, die bisher das Kloster Prüm zu Lehen gehabt, nicht aber zu königlichem Dank verwaltet habe, dem Waltram die Burghäuser zu Bettingen und Kastellum, dem Mürlenbacher Grafen aber die Burg Neroth, den Mellerwald und die anliegenden Dörfer zu Erb und Eigen. In den Schlußworten empfahl Arnulf dem Kloster, seiner Verfügung nicht zu widerstehen und in diesen schweren Zeiten denjenigen die festen Burgen anzuvertrauen, die sie in ihrer kriegsgewohnten Hand auch wirklich halten könnten.

Schon während des Vorlesens rötete sich das Gesicht Burkhardts immer mehr, die Zornader schwoll ihm auf der Stirn, und er hätte nach dem Pergament gegriffen, wenn nicht Hildegard, die ihres Verlobten Verlegenheit jetzt zu verstehen anfing, den erregten Vater zurückgehalten hätte, indem sie ihr Pferd zwischen die beiden Männer drängte.

Rotmar sah wohl die steigende Wut des Ritters, hastig stieß er hervor: „Wenn ich selbst die Burg Neroth nicht aus Arnulfs Hand genommen hätte, so würde sie Graf Matfried bekommen haben oder gar Richard von Hennegau, die standen mit funkelnden Augen hinter dem König, da dachte ich, greife zu . . . Rotmar ist dem Vogt von Prüm lieber als Matfried und Richard . . . Und deshalb tat ich so . . .“

Da brach Burkhardt los: „Listige Reden führst du, Rotmar! Graf Matfried und Richard, wäre das etwas

Schlimmeres gewesen? Ein Räuber ist wie der andere, erschlichen habt ihr euch das Pergament, Rotmar von Mürlenbach und Waltram von Walsdorf, wie könnte denn der König im vorigen Jahr noch die Privilegien des Klosters bestätigen und ihm allen Besitz lassen und heute das Gegenteil tun! Mehr denn ein Jahrhundert hält die Abtei diese Burgen, und nun sollen wir sie ausliefern! Niemals geschieht das!"

„Der König will vielleicht, daß Rotmar und Waltram Vasallen des Klosters werden und mit den Burgen begabt würden, man könnte es dem Abte Farabert nahelegen!" suchte Hildegard ihren Vater zu beruhigen.

Aber Rotmar schüttelte den Kopf: „Rotmar wird nicht Vasall des Klosters, und . . ."

„Und Waltram wird es auch nicht, wir sind Männer des Königs und bleiben es!" schrie Waltram, der unterdessen herangeritten war. Seine gedunsenen, fleischigen Backen blähten sich, höhnisch rief er es dem alten Burkhardt entgegen. „Ihr Klosterleute habt es nicht gut gemacht mit den Burgen, ihr seid abgesetzt durch des Königs Willen!"

Rotmar winkte seinem Waffengefährten, den Alten nicht noch mehr zu erregen.

„Wir sollen Neroth verlassen, unser festes Haus, und Bettingen, und im Mellerwald sollen wir nicht mehr jagen, und den Zehnten nicht mehr erheben in Pützborn und Stadtfeld . . .!"

„Der König Arnulf hat es euch so befohlen," lachte Waltram schadenfroh.

„Und wenn er es dreimal befiehlt, nie, sage ich, nie, so lange Burkhardt Vogt von Prüm ist! Ich lasse mir die Haut nicht abziehen wie ein schlechter Fuchs, mit unsern Waffen werden wir . . ."

Da unterbrach den Wütenden Rotmar von Mürlenbach mit ruhigem Ernst: „Hört mich an, was geschehen ist, ist geschehen! Während wir uns streiten, wandert der dicke Thietmar, euer Burgmann, den Nerother Berg hinunter, denn meine Leute heißen ihn gehen, und von Bettingen und Kastellum wird die Besatzung auf dem Wege nach Sarbodesdorf sein, denn Waltrams Mannen haben die beiden festen Burgen besetzt! Das ist getan!"

Einen Augenblick erstarrten Burkhardt und seine Tochter erschreckt ob dieser Nachricht, dann machte, während Hildegard sich vom Pferde hinuntergleiten ließ und an den Vater hing, der Alte eine Bewegung, als ob er den Jagdspieß nach dem Grafen schleudern wolle.

Regungslos hielt Rotmar, Waltram aber zog sein Schwert, als wolle er den Vogt von Prüm angreifen.

Schon stürmten von beiden Seiten die Knechte herbei, da wandte sich der Graf von Mürlenbach mit schneidender Stimme gegen Waltram: „Das Schwert hinunter, meiner Braut Vater ist sicher, solange ich dabei stehe; wer ihn schlägt, schlägt mich."

Murrend ließ der plumpe Reiter die Waffe sinken

und murmelte: „Ich weiß allein, was ich zu tun habe, Rotmar soll mir nicht befehlen wollen!"

Unterdessen hatte sich Burkhardt gefaßt; nicht gewaffnet, in Begleitung der Tochter, mit wenigen Knechten, konnte er an Widerstand nicht denken. Als Hildegard sich zu Rotmar wendete, um noch einen Versuch der Versöhnung zu machen, hob sie der Vater jäh auf ihr Pferd, warf sich selbst mit mächtigem Schwunge auf sein eigenes, winkte den Knechten und ritt dann, ohne ein Wort zu sagen, in der Richtung auf Sarbodesdorf davon.

„Dem haben wir Asche auf seinen Klosterschmaus geschüttet!" lachte Waltram hinter ihm her.

Rotmar aber bewegte sich nicht, sondern starrte den Abreitenden nach.

Da plötzlich wandte sich Burkhardt um, hob sich im Sattel hoch, schwang den Spieß und rief: „Hört auf mich, Rotmar von Mürlenbach und Waltram von Walsdorf, von Königs Gnaden Räuber an heiligem Klostergut, eher wird diese rechte Hand hier lahm werden, als daß die Schlösser in eurer Macht bleiben, als daß Hildegard eines Räubers Gemahl wird. Fehde wird sein zwischen den Räubern und Burkhardt von Sarbodesdorf, der des Klosters Schützer ist, nun hütet euch!"

Dann gab der Alte seinem Pferde die Sporen und verschwand mit den anderen zwischen den letzten Hütten des Dorfes.

Noch immer schien Rotmar nicht zu erwachen, da stieß

ihn Waltram an: „Hoh, Bruder, du stehst da wie Lots Weib in der Schrift, du hörst es doch, daß du ein Strauchdieb bist, nun gehe und sage dem König, daß seine Tapferen aus der Normannenschlacht Diebe und Räuber sind, weil sie aus seinen, aus des Königs Händen Klostergut nehmen und es besetzen, ehe ihnen der schlaue Alte zuvorkommt.“

Verstört blickte Rotmar auf: „Es wird Fehde sein; wer weiß, was sie bringt, Sieg, Tod, Elend und Ungemach, wer weiß das, aber der König hat gegeben, was soll ich nicht nehmen? Wohl, Bruder Waltram, ich reite nach Neroth, begleite mich, durch das Pelmer Tal kommst du zu deinen Burgen, ich will in Neroth nach dem Rechten sehen.“

„Erlaube mir,“ antwortete Waltram mit ausweichender Gebärde, „daß ich zunächst nach deinem Hause Mürlenbach zurückreite, ich möchte noch einige Rüstungen aus deiner Rüstkammer mitnehmen, damit ich nicht Mangel leide.“

„Mit Freuden sei dir das gewährt, grüße mir Ortrud, die alte Schaffnerin und laß dir auftragen zu Speis und Trank, was du begehrst, mich aber zieht es zu meiner neuen Burg Neroth. Denke an unsern Eid, daß wir uns nicht verlassen wollen.“

So trennten sich händeschüttelnd die beiden Ritter, und Rotmar suchte mit seinem Gefolge die Höhe zu gewinnen, um zunächst auf dem Salmer Pfad, dann durch den Urwald nach dem Nerother Burgberg zu kommen.

Er ritt still, Trauer lag auf seinen Augbrauen, er schaute in die treibenden Wolken, er lauschte auf den knirschenden Schnee, aber immer war ihm, als wenn er Hildegards weiche Hand noch in der seinen fühle, er war zornig über sich selbst, daß er Waltrams Wunsch befolgt und die Burgen vor der Erklärung besetzt hatte.

Als nun Waltram gleichfalls weggeritten war, das Tal hinab auf Mürlenbach zu, lösten sich die Gruppen der Bauern, die bisher erstarrt zugeschaut hatten. Wie Hühner, die den Iltis nahe wissen, rannten sie durcheinander; jeder hatte etwas anderes verstanden, die Hunde kläfften noch lauter als bisher, mit kreischenden Stimmen begannen die Weiber zu erzählen, was sie gesehen und gehört hatten, manch eine hatte begriffen, daß die Kriegsleute nur fortgeritten seien, um wieder zu kommen und das Dorf wegzunehmen.

Nur eins hatte man richtig verstanden, und das war, daß dem Kloster etwas entrissen werden sollte.

Deshalb stellten sich die Männer in den rauhen Fellen zusammen, der Klostermeier verjagte die Frauen mit schallendem Ruf in die Hütten, die Bauern aber versprachen, einander beizustehen und nicht zu dulden, daß den frommen Vätern von Prüm, deren Herrschaft so milde war, auch nur ein Scheffel Erde entzogen würde.

„So ist es recht," sagte der Klostermeier, „wir wissen, was wir an den Vätern haben, der Zins ist nicht hoch, die Fronden sind mäßig, und reicht es einmal nicht zur

Abgabe, so drückt Abt Farabert ein Auge zu und schickt uns gar von seinem Gut; bei den Grafen und Gewappneten ist es anders, da heißt es, Zins bis zum letzten Huhn, bis zum letzten Malter Korn, und Dienste aller Art, Jagddienste, Baudienste, Kriegsdienst, mehr als ich denken kann. Wir wollen unserm Abt Farabert treu bleiben, wir und unsere Kinder."

Mit lautem Eia! antworteten die anderen, und diesen Entschluß gingen sie alle zusammen in der Halle des Klosterhofes bekräftigen. Da wurde ein scharfgewürzter Wein bereitet, der von den Weingärten bei Unkel am Rhein stammte, die dem Kloster vor wenigen Jahren zugefallen waren.

Unterdessen ritten Burkhardt, Hildegard und die Knechte dem heimischen Hofe zu, am Ufer des Flüßchens vorbei aufwärts, auf einem Wege, der schon ziemlich niedergetreten war. Der alte Vogt sprach nicht, in seinen Augen aber blitzte es, nicht selten hieb sein Spieß in das kahle Weidengezweig und auf die Äste der Ulmen ein. Kaum konnten die andern ihm folgen.

Hildegard, die das Geschehene mit angstvollem und traurigem Herzen überdachte, fragte einmal schüchtern: „Was wird der Abt Farabert sagen, wenn wir mit dieser Botschaft und ohne Rotmar in Sarbodesdorf einziehen?"

Der Vogt brachte die Lippen kaum voneinander, brummte etwas, antwortete aber nicht, sondern gab nur seinem Pferde die Sporen.

2*

Weiter ging die hastige Jagd, kopfschüttelnd folgten die Knechte, Hildegard aber kämpfte mit Tränen, die ihr Stolz nicht fließen lassen wollte.

Als man sich Sarbodesdorf näherte, waren auch dort Zeichen der Veränderung und Unruhe zu bemerken. Die Bauern liefen vor ihren Hütten hin und her. Bewaffnete eilten durch das Tor des Pfahlzaunes, der die Gebäude des Herrenhofes umschloß, aus und ein, andere warteten und schauten offenbar nach dem Vogte aus, unter ihnen, kenntlich am dunklen Talar, dem weißen Barte und dem hohen, leicht gebeugten Wuchs, Farabert, der Abt von Prüm.

Er sprach in großer Bewegung den Segen über die Ankommenden, dann aber fuhr er fort: „Der Herr hat uns gezüchtigt mit glühenden Ruten, unsere Burg Neroth haben Gewappnete überfallen und unseren guten Burgwart Thietmar samt den anderen Streitern verjagt, auch von den festen Häusern in Bettingen und Kastellum kommen die Bewohner, vertrieben von Feinden! Und was bringt unser vortrefflicher Vogt Burkhardt?"

Mit einer dumpfen Stimme, in der die verhaltene Wut nachklang, berichtete der Alte über die Ereignisse in Birresborn.

„Gib ein Zeichen, ehrwürdiger Abt," so schloß er, „damit ich die Krieger sammeln kann und dem Kloster das Verlorene wieder gewinne."

Mit dem war Hildegard von ihrem Zelter hinunter-

geglitten und sank, von den Gewittern der letzten Stunde überwältigt, weinend zu Füßen des greisen Abtes nieder.

Der legte die feinen, weißen Hände, an denen das Zeichen seiner Würde, der Ring, golden schimmerte, auf den Scheitel des von Schluchzen durchschütterten Mädchens und sprach: „Wir, meine Tochter, haben Burgen verloren und weltliches Gut, das sich wiedergewinnen läßt, du aber verlorst deine Zukunft, darum wende deine Blicke zum Himmelsgott auf, verharre im Gebete und gewinne den Frieden!"

Dienende Frauen führten die Weinende fort.

„Wir aber," wandte sich der Abt an die Umstehenden, „wollen zur Halle gehen und die Geschehnisse betrachten, damit kein übereilter Entschluß uns in Schaden stürze!"

Und während die vertriebene Besatzung der Burgen, die übrigens in Wuchs und Waffen einen wenig tüchtigen Eindruck machte, in Gruppen zwischen den Häusern der Hofanlage wartete, gingen Farabert, Burkhardt, Thietmar und noch ein paar Mönche ins Herrenhaus.

Die Draußenstehenden starrten auf das Gebälk des Giebels, auf den Uhu, der mit ausgebreiteten Flügeln über den Türeingang genagelt war, auf die geschlossene Tür, aus der kein Laut der Verhandlung hervordrang.

Erregter wurde das Gespräch der Wartenden, einige hofften, daß sie sogleich zum Sturme nach Neroth oder Bettingen geführt würden, die meisten fürchteten sich aber davor.

Keiner wußte recht, wer der Feind gewesen, am grauen Morgen waren sie gekommen und hatten sie wie eine Herde Schafe hinausgetrieben.

Die einen sagten, es seien Normannen.

„Wie können es Normannen sein? Dann lebten wir alle nicht mehr, die Normannen, die Gott der Herr vernichten möge, lassen keinen am Leben, das habt ihr doch vor sechs Jahren gesehen!"

„Ein Feind des Klosters," meinten die anderen, „die Grafen Matfried und Richard von Hennegau vielleicht?"

„Oder Wigrich, der Graf von Bedaburg?"

„Mattfried und Richard sind in Regensburg beim König, der Graf von Bedaburg aber ist froh, daß er seine gichtbrüchigen Glieder in Aachen badet, der zieht nicht auf Fehde aus!"

„Es sind die himmlischen Heerscharen," spottete Anshelm, ein junger Fant, der auf dem Hofe als Ziegenhirt bestellt war, und betrachtete geringschätzig die vertriebenen, fetten und schwerfälligen Gesellen, „sie wollen dem Kloster einen Nasenstoß geben, daran zu erinnern, daß es Zeit ist, auf bessere Rüstung zu sinnen, ehe die Heiden kommen!"

Fäuste erhoben sich, um den Frechen zu züchtigen, in demselben Augenblick aber rollte aus dem Küchengebäude eine kugelförmige Gestalt, zwei Arme wie runde Wülste hoben sich, und eine schmächtige Stimme, wie die eines zwölfjährigen Kindes, versuchte sich verständlich zu machen.

„Stille für Falada!" riefen die Hofleute; es war nämlich die hochvermögende Köchin, die Schaffnerin von Sarbodesdorf, die mit solcher Leibesfülle begabt war.

„Ihr seid alle mitsamt ein faules Gesindel und wollt mir die Braten wegfressen, die ich in saurem Schweiße für den jungen Grafen Rotmar am Spieß gedreht habe."

„Den sauren Schweiß hättest du weglassen können!" bemerkte Anshelm ernsthaft, und diesmal hoben sich nur die runden Fäuste der Falada gegen den Spötter.

„Rattenkahl werdet ihr uns fressen, solltet in Bettingen und Neroth geblieben sein, eine Hafersuppe sollte man euch kochen und mehr nicht. Meine schönen Braten sind für den jungen Herrn in Mürlenbach hergerichtet und nicht für euch Tagediebe!" Schon schlug ihre Stimme um, schließlich versagte sie ganz, und hochrot verschwand in rollendem Laufe Falada wieder in ihr Reich.

Da öffnete sich die Tür der Halle, Burkhardt und Thietmar erschienen, berittene Boten wurden mit Botschaften nach Prüm und den anderen Hauptplätzen des klösterlichen Besitzes entsandt; zwei Mönche aber gingen schweigend talaufwärts auf Kastellum zu. Und an dem zornigen Ernst, mit dem Burckhardt die Vertriebenen zusammenrief und ihre klägliche Bewaffnung musterte, merkten diese, daß die schönen, faulen Jahre von Bettingen und Neroth nun vorüber seien.

Und die Stille der Schneenacht wurde gestört von vielem Laufen und Rufen durch das Dorf, das Tor des

Herrenhofes wurde verrammelt, Wächter am Pfahlzaun aufgestellt und Streifwachen ins Land hinein geschickt.

Kein Wort von dem, was beschlossen worden, hatte der Vater seiner Tochter verraten, am Frauenhause aber stand Hildegard unbeweglich im Schnee des Küchengartens, sah auf die dürren, zerzausten Reste der Stauden und weinte, wenn sie an das dachte, was der vergangene Tag ihr genommen hatte.

Und langsam begannen große, weiche Flocken sanft und lautlos wie Federn aus dem grauen Himmel herabzufallen.

Zweites Kapitel.

Burg Neroth.

Als Graf Rotmar, dem die Seinen folgten, sein Pferd am Zügel, den steilen Bergkegel der Nerother Burg hinaufstieg, war es schon spät am Nachmittage. Unwillig arbeitete er sich durch das Gestrüpp der Buchen, Brombeeren und Kiefern, das den Abhang bestand und allmählich nach oben zu in Buchenhochwald überging; der Schnee von den Zweigen überschüttete Mann und Roß.

„Holla Freundio!“ schallte sein Ruf.

Antwort klang von oben, und bald stand des Grafen alter Burgmann und Waffenmeister Isenbrandt neben ihm; der lachte, daß der hohe Wald ertönte und sein weißer, langer Bart wackelte.

„Ich grüße dich, Graf Rotmar, in dieser Köhlerklause; besser hätten wir uns mitten in unsern Mellerwald gesetzt als in diesen alten Scheunenbau! Das fällt ja alles auseinander, faul und morsch sind die Balken, durch das

Dach tropft es mehr, als gut ist, die Buchenkronen schauen darüber hin, Schlinggewächs wuchert über Damm und Dach; das ist mehr ein Stall und eine Unterkunft für einen Pferdehirten als eine Burg für den Grafen von Mürlenbach. Waltram von Walsdorf wußte schon, weshalb er sich mit Bettingen und Kastellum begnügen wollte und uns den großen Mellerwald gab und die hochragende Burg Neroth."

Unter solchem Gespräch hatten die Gesellen die Höhe ganz erstiegen; und, während Isenbrandt weitersprach, betrachtete Rotmar mit ruhigem Blick seinen neuen Besitz aus Königshand.

„Am besten wäre es, Rotmar, wenn wir seitwärts unter der Burg in die Grotte stiegen, da ist es wohnlicher, und unser dreißig bis vierzig hätten in dem Gewölbe Platz! Aber im Ernst, es ist eine Scheune, die Kriegsleute von Prüm haben sich auch keinen Augenblick gewehrt, als ich ankam und sie gehen hieß auf königliches Wort. Offensichtlich waren sie eben froh, diesen Windfang zu verlassen, sie gürteten sich die Brünnen hastig um die Bäuche, nahmen ihre Schilde, die bald auseinanderfielen, weil Moos darauf wuchs, und wanderten wie eine Gänseherde den Berg hinab; sie lagen ja so wie so sieben Tage in der Woche unten in den Dörfern bei den Klostermeiern am warmen Herde und mästeten sich!"

„Du bindest mir Märchen auf, Isenbrandt, alter Geselle."

„Keine Märchen! Aber laß dir weiter erzählen, was

sie mitnahmen, einen Sack Äpfel trug der eine, der andere schleppte ein Fäßchen Wein, der dritte ein Jagdgerät, Netze und Fallen, einer hat sogar für solchen Tand sein Schwert vergessen; das sind die Prümer Burgmannen! Aber etwas Eßbares hat keiner zurückgelassen. Manch ein Schwert fanden wir nachher, als sie fort waren, aber es war festgerostet, wo es hing, und auf dem Handgriff das umspinnende Bastgeflecht, darauf wuchsen Pilze gerade wie der Pelz des Maulwurfs!"

„Du bist ein altes Lügenmaul und ein Lachbart, aber wenn die Prümer Knechte nur den vierten Teil so schlimm sind, wie du sie schilderst, so werden wir mit ihnen nicht viel Mühe haben, und das Kloster kann uns unsern Besitz nicht wieder entreißen."

„Das Kloster wohl nicht so leicht," entgegnete der Waffenmeister ernst, „aber die Bauern vielleicht, kaum vier Stunden Wegs wohnten wir abseits von ihnen in Mürlenbach, aber sie sahen uns schon heute an wie den bösen Feind, ihre Hütten sind geschlossen, Speis und Trank bringen sie nicht, ihr Vieh haben sie in die Einöde getrieben, trotz Schnee und Kälte."

„Auch dafür wird Rat werden," antwortete Rotmar entschlossen. — —

Seit dieser Unterredung waren sechs Tage vergangen, der junge Graf hatte sich eingerichtet und, um sich seine

Burg zu sichern, eine lebhafte Tätigkeit entfaltet, die das helle Frostwetter unterstützte.

Als die Bauern der nächsten Dörfer, welche die königliche Botschaft gleichfalls dem Mürlenbacher zuschrieb, sich weigerten, Frondienste bei der Wiederherstellung der Burg zu leisten oder auch nur Lebensmittel heraufzubringen, schickte Rotmar zehn handfeste Knechte hinunter mit guten Eschenknüppeln, und die Fäuste der Normannensieger waren so fleißig, daß es nicht lange dauerte, bis die hörigen Bauern willig heraufkamen und die geforderten Dienste versahen, freudig allerdings nicht.

Auch Kost brachten sie schließlich. „Magere Hühner, die den Pips haben, bringen sie uns, Ferkel, so dürr wie gute Jagdhunde, und schwindsüchtige, altersgraue Kühe," klagte Isenbrandt, aber es half nichts.

Ununterbrochen, meist bis in die späte Nacht, schallte die Axt von vielen Seiten des Burgbergs; die erste Sorge war, ihn von allem Gestrüpp zu befreien, und die Buchenhochstämme zu fällen, um freien Ausblick nach allen Seiten zu gewinnen. Die gefällten Bäume wurden, frisch wie sie waren, von den Bauern zur Ringmauer geschleppt, die aus einem Erdwall mit Einlagen von Balken und Steinen bestand, der hier und da von einem Blockhaus gekrönt wurde, das gleichfalls aus wohlbehauenen Balken aufgerichtet war. Viele Stellen zeigten sich eingesunken, weil das Holzwerk vermorscht war, dahin schleppte man die neuen Bäume. Auch der Graben wurde vertieft.

Aber je mehr man am Wall und am Herrenhaus, das neben einem halb verfallenen Römerturm gleichfalls nur Fachwerk aufwies, besserte, desto mehr neue Schwächen traten zutage.

„Am besten wär's," sagte Isenbrandt zu seinem Herrn, „wenn man den ganzen Maulwurfshügel den Abhang hinunter schüttete und etwas Neues aufführte."

Rotmar aber hörte nur halb hin, er stand auf dem Mauerkranz und blickte nach Westen aus, wo zwischen dem Gewirr der verschneiten Bergzüge der Einschnitt des Kylltals sichtbar war; dort wohnte Hildegard und härmte sich um ihn.

Beinahe kam er sich wie ein Treuloser vor, daß er auf Waltrams Rat, ohne Burkhardt und Hildegard, die ihm nie etwas Böses zugefügt hatten, zu fragen, des Königs Anordnung ausgeführt hatte; sein Herz klopfte, wenn er an das dachte, was die kommende Nacht bringen sollte.

Da schritt Isenbrandt, der den Sinnenden verlassen hatte, wieder heran und meldete, daß ein Bettler den Grafen zu sprechen wünsche.

„Er ist vermummt wie ein altes Weib, das in der Kälte schnattert," fügte der Waffenmeister bei, „er will Speise haben."

„Er soll beim Bau arbeiten, dann soll ihm reichlich Speise gegeben werden."

„Das sagte ich schon, aber er meinte, daß er dem

Grafen eine Botschaft zu bringen habe, die eines Essens wert sei."

„Er soll kommen," entschied Rotmar, viel mehr mit dem Anblick der Berge bei Sarbodesdorf als mit dem Zuhören beschäftigt.

Der Bettler kam, eine hohe, gebückte Gestalt in einen weiten, grauen, abgeschabten und zerfetzten Mantel gehüllt, der in schweren Falten auch das Gesicht bedeckte.

Rotmar schaute nicht auf, der Bettler wartete.

„Du kannst beim Bau helfen," sagte der Graf flüchtig, ohne den Bettler anzusehen.

„Ich habe Besseres zu tun, Rotmar von Mürlenbach!" entgegnete der Verhüllte mit einer seltsam hallenden, gewaltigen und doch verhaltenen Stimme. Jäh warf sich Rotmar herum und blickte den Wartenden voll an, zwischen den Falten des Mantels schaute ein ehrfurchtgebietendes, zerfurchtes Greisenantlitz hervor, eine grimme Narbe zog sich von der Stirn auf die linke Wange, das Auge war verloren gegangen, desto unergründlicher leuchtete das rechte.

„Gibbich, mein treuer Gibbich, bist du es?"

„Ich bin es, Rotmar, Sohn meines Freundes, aber nicht hier will ich zu dir sprechen, hier sind zu viel Augen, die dich hassen, du wandelst auf Feuerflammen, Rotmar, und siehst es nicht!"

Es war schon lange her, mehr denn fünfzehn Jahre, daß Rotmar, damals ein Knabe, die äußere Klosterschule

in Prüm besuchte und Gibbich sein Lehrer war. Kurz vor jener Zeit war der Hochgewachsene, schon an der Grenze des Greisenalters, in die Reihe der Mönche eingetreten. Aber nur unwillig fügte sich der Streitbare, dem geflüsterte Mären gewaltige Kriegsfahrten bei den Welschen und in Nordland nachsagten, der strengen Ordensregel des heiligen Benediktus, viel lieber ging er mit dem jugendlichen Mürlenbacher Grafen, dem Sohne Etmars, mit dem er in mancher Schlacht Seite an Seite gekämpft hatte, durch Flur und Forst, zeigte dem Jungen, wie man den Speer wirft und Fallen stellt, und mußte deswegen viele Zurechtweisung vom Abte sich gefallen lassen. Bis er einige Jahre später plötzlich das Kloster verließ und sich im wilden Tann am Heiligenstein eine Klause baute und als Einsiedler dort hauste. Vom Landvolke hoch verehrt als ein Helfer in leiblichen und geistigen Dingen, dessen lichtes Auge prophetisch die Zukunft durchdringen könne, sonst aber auch ein unermüdlicher Jäger und Wanderer im geistlichen Gewande und deswegen den Prümer Mönchen ein Dorn im Auge.

Schon saßen die beiden auf Hirschfellen am Herdfeuer in der Halle des Burghauses.

Mit unverkennbarer Freude ließ sich der Alte, der nur die Kapuze zurückgeschoben hatte und sein breites, von wirrem Silberhaar bedecktes Haupt, das ein struppiger Bart umrahmte, lauschend vorneigte, von dem Normannenkampf erzählen, von jedem Schirmschlag wollte er hören,

jede Kriegslist ließ sein Auge aufblitzen; als aber schließlich Rotmar berichtete, wie er an König Arnulfs Seite zu Fuß über die Wälle des feindlichen Lagers geklettert sei und wie die Deutschen die nordischen Heiden in den Dylefluß getrieben hätten, an achttausend Mann, da fuhr es wie eine Rührung um den Mund des streitbaren Einsiedels.

Doch plötzlich wurde Gibbich wieder ernst: „Rotmar, ich vergaß, weshalb ich zu dir kam. Alles habe ich erfahren, des Königs Schenkung, des Klosters Zorn, als die Burgen weggenommen waren, Burkhardts Erbitterung. Du redest dir selbst vor, es sei nur des Königs Wille gewesen, der dir befahl, die Burg zu nehmen; geh in dich, Rotmar! War es nicht mehr noch Gier nach Gut? Reiche Morgengabe wolltest du für Hildegard gewinnen!"

Zu dem Vorwurfe Gibbichs hatte Rotmar mit gesenkter Stirn beschämt geschwiegen, nun aber, als der Name seiner Braut fiel, sprang er lebhaft auf und fragte: „Weißt du, guter Vater, etwas von Hildegard?"

Da reckte sich Gibbich hoch und antwortete: „Du und dein Werk, ihr beide steht am Abgrund, und du denkst an Frauenaugen! Ich weiß noch mehr, Rotmar, ich weiß, daß Boten durch alle Prümer Lande fahren und Bewaffnete holen, ich weiß, daß die Mönche durch die Dörfer schreiten und anklagen, ich weiß auch, daß Rotmar von Mürlenbach heute nacht heimlich zu Waltram nach Kastellum fahren will, um mit ihm Rates zu pflegen."

Als hätte er auf eine Natter getreten, fuhr der Graf zurück: „Woher kommt dir dies Wissen, Schrecklicher, kein Mann weiß das, sogar meinem Isenbrandt sagte ich, daß ich heute abend dem Bären nachstellen wolle in den Felsklüften am Schartenberg, nur ich und Waltram wissen es, bist du wirklich ein Seher, wie die Leute sagen?“

„Du weißt es, Waltram weiß es, ich desgleichen, Burkhardt weiß es, die Prümer Mönche wissen es!“

Fassungslos starrte Rotmar den Alten an, der sein Auge, das feurig aufleuchtete, fest auf ihn richtete: „Und war nicht der gemeinsame Anschlag in der nächsten Nacht gegen Sarbodesdorf gerichtet?“

Wie vernichtet sank der Mürlenbacher auf das Pfühl zurück, er empfand wie einen Lanzenstich das bohrende Auge des Greises: „Ja,“ murmelte er verwirrt, „ich ertrug die Ungeduld nicht länger, ich wollte Hildegard in Sicherheit haben!“

„Tor,“ fuhr der Einsiedler auf, „du gabst dem König dein Wort, Burgen zu bewachen zum Schutz des Reiches, und willst für eines Mädchens Anblick dein Werk in die Hölle stoßen? Horche auf, was Gibbich dir sagt: Es führt ein dunkler Weg nach Kastellum auf die Burg, das Tor öffnet sich, Rotmar schlüpft hinein, und nie mehr sieht er den Tag, Fäuste fassen ihn, Knebel bändigen ihn, ins tiefste Schlangenloch wird er geworfen, angeschmiedet mit eiserner Kette für immerdar!“

Stumm, mit weitgeöffneten Augen hörte Rotmar zu.

Wie der Föhn, der durch den Bergwald fährt, so hob sich des Alten Stimme, da unterbrach ihn der Mürlenbacher: „Ein Lügengeist bist du, Waltram schwur Treue und wird sie nicht verletzen!"

„Folge du der Treue Waltrams, ich habe dich gewarnt; Waltram hat den Prümern den Vasalleneid geschworen, gestern in der neunten Stunde, gar heimlich war es, Waltram hat nun zwei Burgen vom Kloster zu Lehen, Waltram will Vogt werden, Waltram möchte auf Mürlenbach sitzen, Waltram will Hildegard freien."

Einen dumpfen Schrei stieß Rotmar aus und wollte mit der Faust auf das furchtbar helle Auge zu, das ihn so streng und traurig zugleich anblickte, da klangen auf der Schwelle Schritte, der Einsiedler schob seinen Mantel über den Kopf und sank zusammen.

Isenbrandt schaute in die Halle und fragte: „Riefst du nach mir, Graf Rotmar? Ich hörte lautes Sprechen."

Da erhob sich der Bettler und sagte leise: „Ich habe meine Arbeit getan, ich bin zu gebrechlich, um Bäume zu fällen und bei der Rodung zu helfen, ich will in die Einöde, beten für jene, die sich in der Nacht verirren!"

Dann ging der Vermummte.

Der Mürlenbacher wollte ihn zurückrufen, aber er fand das Wort nicht.

Draußen auf dem Dachfirst saßen zwei Raben, die warteten auf Gibbich, ihren Herrn.

Als ihnen die Zeit lang geworden war, hatten sie zugehört, was die Bauern bei der Fronarbeit untereinander sprachen.

„Hast du die Kienholzzweige, Hasso?" fragte der eine.

„Die ganze Scheune voll, Klostermeier, und recht harzige, gut ausgetrocknet!" antwortete der.

„Heute nacht ist's?" fragte der erste wieder.

„Nicht so laut," zischelte ein dritter, „damit sie nichts merken, ehe der Rauch sie erstickt; ich habe die Sicheln gewetzt, die Hämmer liegen bereit, heute kam einer vom Tal geschlichen noch bei Nacht, der brachte Schwerter ..."

„Am Walle," mischte sich ein vierter ein, „legt kein Feuer an, die Stämme sind frisch und feucht, sie brennen nicht, aber die Halle und die anderen Häuser, die sind morsch und mürb, und das Stroh von den Dächern wird auch die Flammen nicht fliehen . . . das wird eine Jagd werden!"

Da merkten die beiden Raben, daß dieses Dach kein gastliches sei, und freuten sich, als ihr Herr kam und sie, ihn begleitend, die sichere, kalte, graublaue Abendluft durchsegeln konnten.

Isenbrandt aber versuchte vergebens, seinen Herrn zum Sprechen zu bringen; der saß finster auf dem Hirsch-

fell, zupfte wie gedankenlos an den flockigen Haaren der Decke und starrte in die glühenden Scheite der Herdstelle.

Plötzlich aber stand Rotmar auf und fragte kurz: „Isenbrandt, kannst du mit der Hälfte der Mannen diese Feste gegen einen Sturm halten?“

„Die Hälfte? Das wären zwanzig; wenn es gegen die Kriegsmänner von Prüm geht, ja, der Wall ist allerdings lang, und wer einen kräftigen Fußtritt dagegen tut, dem fällt er auf den Leib,“ lachte der Waffenmeister.

Rotmar stampfte mit dem Fuße auf: „Ich will nicht lachen, sei ernst, denke, Normannen kämen!“

„Mit zwanzig Leuten diese Scheune halten gegen Normannen, nein, das geht nicht!“

„Und gegen Normannensieger?“ fragte Rotmar finster.

„Normannensieger sind wir, wo wären hierzulande andere?“

„Und wenn Waltram . . .?“

„Du weißt etwas, Rotmar von Mürlenbach,“ fiel Isenbrandt angstvoll ein, „du schaust trübe! Der Bettler? Sage es mir!“

„Der Bettler war der gute Gibbich vom Heiligenstein, der mich zu warnen kam.“

„Mein Auge war geblendet, daß ich ihn nicht erkannte!“

Und nun erzählte Rotmar mit fliegenden Worten seinem Burgmanne, was er vernommen hatte.

„Waltram, dieser Meineidige,“ rief Isenbrandt aus.

Dann aber sprang er plötzlich auf und vor die Halle,

schimpfend kam er wieder herein: „Weg ist er, ein Bauer war's wohl, er kniete an der Wand, schaute durch eine Ritze und horchte, ich hörte sein Gewand knistern!"

Einen kräftigen Fluch, den er auf der Zunge hatte, verschluckte der alte Krieger und blickte mit Sorgen auf Rotmar.

„Wir haben etwa sechzig Männer, Rotmar, Waltram aber führt hundert, dazu kommt der Heerbann von Prüm, meist schlechtes Volk, verbauert in langer Friedenszeit, aber auch Schwertgewaltige dabei, wie Burkhardt und der von Vianden."

„Du rechnest richtig, Isenbrandt, dazu die Bauern, die uns hassen, weil sie uns Frondienst machen müssen."

Schweigend versanken die beiden in düsteres Nachdenken.

Dann ergriff der Junge des Älteren Hand: „Du hast meinem Vater manche Fehde geführt, und bist mit mir geritten, nun halt aus, es wird enge und dunkel um uns. Bleibe du hier, damit ich dem König mein Wort halte; ich aber will mit zwanzig Knechten nach Mürlenbach reiten, jetzt in der Dämmerung, damit die Burg meiner Väter nicht von dem Wortbrüchigen berannt werde, ehe ich sie schirmen kann."

Und Isenbrandt drückte die Rechte seines Herrn, nahm sein Heerhorn und rief die Leute zusammen; die Bauern aber schickte er für heute in die Dörfer.

Drittes Kapitel.

In Prüm.

Es war ein müder, trüber Wintertag, es fror nicht, es taute auch nicht. Kalte Nebel hingen vor den Fernen, ihre Dunstschleier umspannten das Prümer Tal, zugleich auch die königliche Pfalz auf dem Tettenbusch, mehr ein offenes Landhaus als eine Feste, ihr gegenüber der Kahlenberg, die Hütten der Hörigen und die Häuser der Vasallen, die sich in der Nähe des Klosters angesiedelt hatten.

Die Klostermühle am Tettenbach feierte, das Rad war vereist.

In rechteckiger Form zog sich bis zum Burgberg die weitläufige Anlage der Abtei hin, von einer Mauer umgeben, der von außen angebaute Behausungen eine wenig kriegerische Haltung gaben; innerhalb der Umwallung um die hochragende, aber schlecht gedeckte Kirche mit dem

Glockenturm herum lagen mehr denn zwanzig größere und kleinere Gebäude für die verschiedenen Zwecke des Klosters.

Die Zöglinge der inneren Klosterschule, die jungen, werdenden Mönchlein, wandelten gerade in ihren kleinen Kutten zur Erholung vom Ernst theologischer Weisheit im Klostergarten auf und ab, von den Schulvätern Ingram und Stephanus geführt, dazu schallte aus der Halle der äußeren Klosterschule der regelmäßige Tonfall buchstabenlernender Knaben, oft unterbrochen von der scharfen, zurechtweisenden Stimme des beweglichen Sintram, der die Söhne der umwohnenden edlen Franken des Lesens und Schreibens zu unterweisen hatte.

In einem hellen, geräumigen Saale malten die Schönschreiber unter den Kuttenträgern zierliche, goldgeschmückte Initialen, oder sie ließen ihre Schreibrohre eilig über das Pergament gleiten.

Und auch sonst ging im Klosterbezirk jeder einer ersprießlichen Beschäftigung nach; da waren Laienbrüder, die in der Schmiede mit den hörigen Knechten hämmerten, andere schufen Tischlerwerk, nähten und schusterten, wirkten im Kochraum oder machten sich bei dem Vorratshause zu schaffen. Fulko, der geistliche Arzt, verband im Krankenhause die Wunden, Verrenkungen und Knochenbrüche, auch braute und reichte er den Siechen die heilenden Kräutersäfte.

Zunächst bei der Kirche und mit ihr durch gedeckte

Wandelgänge verbunden, war der geräumige, aus Kalksteinquadern aufgeführte Kapitelsaal, der Beratungsraum für die frommen Väter.

Sie hielten zurzeit die wöchentliche Sitzung ab.

Auf einer etwas erhöhten Steinbank, die mit kunstvoll zubehauenen Lehnen prangte, saß Farabert, etwas nach rechts geneigt, weil er in Urkunden, die neben ihm auf dem Kissen lagen, zu lesen hatte. Der oben gebogene und mit goldenen Beschlägen gezierte Stab, das Zeichen seiner Würde, ruhte an seinem Knie.

Da saß ihm zur Seite Regino, der Prior, geschäftig und klug; in Augenblicken, da er nicht verlangt wurde, summte er probend eine Melodie vor sich hin, die er zur Erhöhung des nächsten Osterfestes zu ersinnen hoffte. Der nächste war Walther von Köln, daneben kam Sichard, dem die weiße Kutte mit dem schwarzen Überwurf schier zu eng war ob seiner Leibesfülle, Egil dann und Gerung, beide aus dem Ardennerwald stammend, die Verwalter der Jagd und der Wildzehnten, Elsung, der eisgraue Meister des Orgelspiels, Folkold, gleichfalls schneeweiß den Kranz der Haare, hundert Fältchen um den klugen, tiefeingeschnittenen Mund. Und weiter noch viele, deren Name vergessen ist, die aber alle zum Dienste Gottes versammelt waren, getreu der Regel ihres heiligen Stifters.

Da waren schon viele Meldungen besprochen, und Sichard, der dem Fruchtzehnten vorstand und besonders den Eingang des Weines zu überwachen hatte, faltete

behaglich die Hände auf des Bäuchleins Rundung, er hatte sein Werk getan, den Bericht abgelegt und konnte nun hinter dem breiten Rücken des Kölners ein Schläfchen wagen.

Nun wurden westfränkische Leute hineingelassen, die kamen von den weitläufigen Besitzungen des Klosters in Rodonicum nahe bei Paris. Sie klagten in beweglichen Worten über die Verwüstungen, die ihnen die rastlosen Streifereien der Normannen zugefügt hätten.

„Auf einer Insel am Ausgang des Seineflusses sitzen die Nordmänner, unversehens kommen sie mit ihren flachen Drachenschiffen stromaufwärts, wenn wir gerade die Ernte einfahren; wer nicht flieht, den erschlagen sie, alles schleppen sie fort und leben in Völlerei auf ihrer Insel. Wenn ihr nicht wollt, hochwürdiger Abt und Vater und würdige Brüder, daß wir alle, eure Leute, die Güter verlassen und in die Wildnis flüchten, so schafft uns Hilfe. Es ist nicht unsere Schuld, daß wir den Zehnten nicht bringen können."

Da entschied der Abt, daß den Leuten von Rodonicum der Zehnte erlassen sei; wegen der Hilfe wolle er sich mit dem Kapitel bereden, deshalb sollten die Gesandten sich draußen zum Mahle niederlassen, bis ihnen Antwort werde.

„So sind sie," sprach Regino, als die Leute hinaus waren, „diese Normannen, an jeder Flußmündung sitzen sie, und das Flußgebiet ist ihr Erntefeld! Daß sich doch

auch bei den Westfranken ein König fände, der diesen Erbfeind der Christenheit so gewaltig aufs Haupt schlüge wie unser König Arnulf!"

„Schweige, Bruder, von Arnulf, er schlägt die Normannen und trifft unser Kloster nachher fast schlimmer, als die Normannen es getan haben!" rief Gerung dazwischen.

„Gerung hat recht," entschied Abt Farabert, indem er den Stab ergriff, „wir reden über das Entfernte, und den Raub in unserer Nähe haben wir bisher heute noch nicht erwähnt. Wir werden die Gesandten auf morgen bescheiden; hört unterdessen, was in der Angelegenheit geschehen ist, die uns alle bewegt. Waltram von Walsdorf, der mächtige Kriegsmann, ist, eingedenk dessen, was er der Würde des Klosters schuldig ist, von seinem gottlosen Vorhaben zurückgetreten und hat sich zum Vasallenschwur eingefunden, Bettingen und Kastellum hat er von der Gnade des Klosters zu Lehen empfangen, gegen das Versprechen, Rotmar von Mürlenbach, diese Schlange, die wir an unserer Brust genährt haben, unschädlich zu machen. Er versprach, vor zwei Nächten den Grafen zu fesseln, wir bekamen aber seine Nachricht, daß der Anschlag mißlungen und der Mürlenbacher auf seine Burg geflohen sei. Burkhardt, unser getreuer Vogt, versammelt in Sarbodesdorf das Aufgebot des Klosters, Sendboten durchstreifen das Land, um unsere Leute vor dem Mürlenbacher zu warnen. Nun ist es uns aber heilige Pflicht, Blutvergießen zu verhindern. Darum haben wir, im Gebete bestärkt, beschlossen, an den

Grafen einen Boten zu senden, der ihn ermahnen soll, von seinem frevelhaften Beginnen abzustehen; er wird es tun, wenn er hört, daß mehr als zweihundert Kriegsleute zusammen sind, um ihn und die Seinen auf der Burg Mürlenbach einzuschließen und zur Ergebung zu zwingen. Auch daß wir Boten an den König geschickt haben, um die Schenkung anzufechten, muß ich sagen; was Arnulf vor Jahresfrist mir bestätigt, den Besitz aller Güter, kann er mir heute nicht entreißen. Wer aber, verehrte Brüder, soll zu Rotmar fahren und ihn heimsuchen?"

Vergeblich blickte sich Farabert im Kreise um, die Versammelten sahen zu Boden, keiner erbot sich.

„Es ist ein schweres Beginnen," sagte Regino zaghaft, „wer weiß, ob die Wut des Eingeschlossenen sich nicht gegen den Boten wendet."

„Ein Mönch weiß mit dem Krieger nicht zu sprechen!" murmelten einige.

„Wie wäre es, wenn wir Hug von Lothringen schickten," fragte Folkold leise.

Da fuhren mit einem Male alle Köpfe in die Höhe, sogar Sichard erwachte unwillig.

„Den Geblendeten, den gewalttätigen Sohn unseres verblichenen Königs Lothar, der die heiße Leidenschaft seiner hochfahrenden Mutter Waldrada in sich trägt, den Aufrührer, der seine nächsten Freunde erschlagen, der hier im Kloster wie ein schlecht gezähmter Wolf umher schleicht?" so gingen die Fragen durcheinander.

„Bruder Folkold soll sprechen," mahnte Farabert, der Abt.

„Und weshalb nicht," entgegnete der Aufgeforderte, „was kann ein Blinder viel schaden, und ist er nicht der Gewandteste zu solcher Verhandlung, der im Kloster ist? Welchen Nutzen könnte er haben, wenn er die Botschaft anders ausführte, als wir sie ihm auftragen? Und da sich keiner von uns erbietet, wird der blinde Hug nicht mit Feuerzungen gegen den König reden, den Neffen jenes Kaisers Karl, der ihn blenden ließ? Wir haben niemand anders, und der Blinde wird die Wut des Mürlenbachers nicht reizen. Und war Hug nicht oft genug in Sarbodesdorf mit Botschaften vom hochwürdigen Abte?"

Farabert und die anderen nickten. Der Abt aber befahl, den blinden Hug zu holen.

Bald erschien ein Mann im Türbogen, nicht der Lothringer selbst, sondern sein Führer.

Ein zottiger, runder Kopf, allenthalben bärtig, ein gedrungener, schlaffer Leib und darunter kurze Beine, wie von weichem Ton geformt, die immer einzuknicken schienen, ein abgeschabter Lederkoller, der früher einmal einen viel kleineren Mann geschmückt haben mußte, deckte allzustramm den Rumpf, während die Schenkel in faltigen Wolltuchfetzen steckten, die Baststreifen und schmutzige Bänder zusammenhielten. An der Seite hing dem Führer Walko ein Leinenbeutel, darin war allerhand Gerät versammelt zu rätselhafter Betätigung, große Kanten trockenen Brotes,

Hahnenfedern, zerbrochene Messer, Zangen und Pfriemen, eine Schweinsblase und manches, was sich gar nicht mehr erkennen ließ.

Walko drehte sogleich den Versammelten den Rücken und leitete den Blinden sorglich zwischen den Steinpfosten hinein.

Hug von Lothringen, Sohn des Königs Lothar, eine Zeit lang aus eigener Macht selbst König und damals ein wilder Empörer und Kriegsmann, der seine eigenen Anhänger erschlug, zu aller Schändlichkeit einst bereit, jetzt, vor sechs Jahren von Karl dem Dicken geblendet, ein grübelnder, schweigsamer Gast im Kloster.

Mit den tastenden, unsicheren Bewegungen der Blinden stand Hug an der Schwelle, er beugte sich zurück, er ließ sich von Walko weiterziehen, die schlanke, sehnige, edle Gestalt etwas gekrümmt, die drehenden Bewegungen des Kopfes schienen unablässig für die erloschenen Augensterne ein Fünkchen Himmelslicht zu suchen, so wartete er auf die Anrede. Haß und Gram hatten tiefe Furchen um die immer noch vollen, lebenshungrigen Lippen gezogen, erstes Weiß mischte sich in das Braun der Haare, die ungeordnet die starre, gekrauste Stirn bedeckten.

Der Abt trug das Anliegen des Klosters vor. „Ziehe hin denn in Frieden, und der Himmelsherr segne dein Werk!" waren seine letzten Worte.

„Ist dem Mürlenbacher Gräflein sein Gau nicht klein genug, will er auch den noch verlieren?" fragte Hug mit

einer sanften, überaus wohllautenden Stimme. „Wie mir befohlen, hochwürdiger Abt, werde ich reden und hoffe zu Gott, daß das Herz des Empörers gerührt werde."

Dann tastete sich Hug nach einer höfischen Verbeugung mit Hilfe Walkos hinaus.

Bedeutsam sahen sich die Mönche an. „War das nicht der Geist der Reue, der aus dem Blinden sprach? Wir können ihn wirklich getrost ziehen lassen!" hörte man sie reden.

Da entstand, als gerade die schwere, erzgeschmückte Tür wieder zugehakt war, draußen ein Getümmel, wie es im Frieden des Klosters ganz ungewöhnlich war, der Abt und das Kapitel horchten hin, aber schon flog die Tür wieder auf, ein paar dienende Brüder, die sich atemlos auf der Schwelle mit einem Eindringenden zu schaffen machten, wurden zur Seite geschoben, und herein schritt mit gewaltiger Bewegung Gibbich, der Einsiedler vom Heiligenstein; die lange Narbe glühte rot, düsteres Feuer loderte im Augenstern.

„Nach dem Blinden kommt der Einäugige!" rief er.

Der Abt hatte sich gesammelt, erhob sich und gedachte mit strafender Rede die Störung der Versammlung zu rügen.

Da reckte Gibbich den Arm: „Sei sparsam mit deinem Wort, Farabert, nicht mehr Würde hast du wie ich in diesem Augenblick, weißes Haar des Alters, mehr nicht! Ich komme nicht, um zu hören, was du für schicklich hältst:

Ich komme, weil ich Trauer sehe, Blut, Wunden und Greuel der Verwüstung!"

Schon klangen die Worte, die dem Munde des Sehers entströmten, wie Stimmen aus einer anderen Welt, sein Auge bohrte sich in die Balken der Hallendecke, als ob dort das Schicksal zu lesen stehe.

Unwillig Murren ging durch die Reihen der Mönche, Gibbich erschien ihnen allen unheilig und fast heidnisch, und doch wagte selbst der Abt zuerst nicht, ihn zu unterbrechen.

„Sturmwolken sehe ich sich herwälzen, grimme Reiter reiten darauf, Schwerter schwingen sie, Fackelflammen werfen sie, Hütten brennen auf, und dein Haus, Farabert, flammt auf, auch dein Haus, das der Himmelsherr dir zu hüten gab, damit du's vor Schaden schirmest!"

Wie versunken schaute der Einsiedler in die Höhe, finster und traurig, als sehe er all das Entsetzliche, das er aussprach, lebendig vor sich.

Da schüttelte Regino den Bann ab, der alle umschlossen hielt, und rief: „Trage nicht, abtrünniger Mönch, deine unheilige Gebärde in unser frommes Werk, das wir in Demut tun möchten, schirme du lieber deine eigene Klause! Sei gewarnt, Waltram von Bettingen weiß, wer bei Rotmar auf Neroth war im grauen Mantel, ein schleichender Vermummter!"

Da schien Gibbich wie aus einem Traume zu erwachen, er blickte um sich, reckte sich hoch und sprach, ohne Reginos

Worten nachzugehen: „Fürchtet euch, wie ich mich fürchte! Ich sehe die Nacht kommen und habe nicht Arme, sie aufzuhalten. Ihr bautet auf des Kaisers Wunsch eure Feste Dasburg, halbverfallen liegt sie im Schnee! Jahre sind es her, da waren die Nordmänner im Lande! Eure Kirche ist noch geschwärzt am Giebel, die Mauern rissig, Mütter und Frauen weinen noch um die Männer. Mehr denn sechshundert haben die Nordmänner euch erschlagen, Junge und Alte, Edle und Knechte, Mönche deiner eigensten Herde haben sie erschlagen. Wem waren sie in die Hand gegeben, daß er sie schirme? Euch, eurem Abt Ansbald waren sie anvertraut vom Himmelsherrn, in seine Hände hatten sie sich selbst gegeben als Vasallen. Gab Ansbald ihnen Waffen, sich zu schirmen, schirmte er sie selbst mit dem Schwerte? Er lehrte sie beten, gute Werke, Heiligkeit, er lehrte sie Rodung, treffliche Wintersaat und Obstbau, heiliges und weltliches Wesen lehrte er sie, aber nicht der Waffen Gewalt. Davon entwöhnte er sie, und als die Sonne blutig schien und der Nordmann stürmte, da fielen sie hundert und wieder hundert!"

Ein Schauder lief durch die Versammelten, viele waren dabei, die sich an die Zeit noch allzu gut erinnerten, auch hatte die Erzählung der Boten aus Rodonicum wieder die vernarbten Wunden aufgerissen.

Keiner wagte den Klausner zu unterbrechen, bis Farabert leise sagte: „Gibbich, du lästerst das Andenken des seligen Abtes Ansbald."

„Ist es Ansbald, bist du es, ist es der, der nach dir kommen wird? Keiner ist es, ihr alle seid es! Wer himmlische Heiligkeit will und Frieden der Seele, der soll nicht Haus und Hufen hüten müssen, einen lastenden Reichtum! Wer des Himmelsherrn Lehnsmann ist, der soll nicht sich sorgen um Weinberg und Waldung, um Burg und Feste. Ich liebte allzu sehr die lichte Gottesau hier, Baum und Getier und Himmel darüber, darum zog ich, ein Unwürdiger für das Mönchtum, weg von euch, ihr aber möchtet beides in Händen halten, Himmel und Erde, Gott und Gold!"

„Hebe dich weg, Lästerer!" rief der Abt, während die Mönche sich stürmisch erhoben, um den Kühnen zu ergreifen.

Der aber, hoch auf der Schwelle stehend, sprach gellend und langsam: „Und nun, Abt Farabert, führe deine Leute gegen Rotmar von Mürlenbach!"

Dann schritt er unangefochten durchs Klostertor hinweg und verschwand im Nebel.

Über ihm aber flogen die zwei zahmen Raben und ließen ihren krächzenden, unheilschweren Ruf über das geschäftige Kloster ertönen.

Viertes Kapitel.

Beim Klausner.

Vom Kylltal und dem Geesbache umschlossen, ragt ein jäher Kalksteinberg auf, viele Felszacken trägt er an sich, Klüfte und Schroffen. Ein Urwald von Tannen deckte ihn damals, als Gibbich zwischen zwei gewaltige Gesteinbrocken seine Klause einbaute. Unbehauene Fichtenstämme legte er von der rechten Wand zur linken, die waren das Dach, mit Moos verstopfte er die Lücken, und Binsenbunde ließen den spärlichen Regen, der zwischen den Zweigen der lebenden Tannen oben noch durchtropfte, seitwärts rinnen. Einen Stollen schlug er am hinteren Ende der Behausung in den Fels, das wurde sein Vorratsraum, da hingen sein Jagdspieß und sein Weidgerät.

Neben der Klause aber, am Fuße einer uralten Fichte, entsprang ein klarer Bronnen dem Steingrund, darüber errichtete der Einsiedler eine kleine Hütte Gottes. Die

Tannenstämme, die er dazu eingerammt, hatten wieder ausgeschlagen, und so waren Dach und Seiten des Kirchleins immergrün. Das Wasser der Quelle perlte im Gefäße und schmeckte säuerlich; Kranke und Leidende merkten bald, daß eine besondere Heilkraft in diesem Trank ruhe, und drängten sich eifrig herbei; zu den körperlich Siechen gesellten sich aber in kurzem viele, denen die Seele von Trübsal und Trauer belastet war. Sonntags kamen die Leute in Scharen und hörten des Einsiedlers Predigt, keiner ging ungetröstet weg. Vergeblich sprachen die Prümer Mönche gegen diesen Waldgottesdienst, der kirchlicher Weisung nicht ganz entsprach. Umsonst, das Volk nannte den Berg den Heiligenstein und erquickte sich nach wie vor am Zuspruch des alten Gibbich.

Sogar Hildegard, Burkhardts Tochter, ging jeden Sonnabend zu dem Einsiedel und ließ ihm von ihren Frauen Brot, Käse und was sonst not tat in die Klause stellen: dann aber erbaute sie sich an den frommen und doch menschlichen Gesprächen des Alten. Weil sie aber am Sonntage niemals beim Hochamte in der Prümer Abteikirche fehlte, wagten die Mönche und auch Farabert nichts gegen ihren allbekannten Brauch zu sagen.

So stieg sie auch heute durch den Schnee von Sarbodesdorf hinauf. Vor ihr her aber schob sich stapfend im Schnee Falada, die würdige Schaffnerin, und bahnte ihrer Herrin einen Weg, der der Breite nach zweimal genügt hätte. Die mühsame Kletterarbeit entlockte der

Dienerin manchen Seufzer, denn der tückische Schnee begünstigt das Hinabgleiten schwerer Massen.

Hildegard hatte kein Auge dafür; sie war betrübt, ungewisse Nachrichten nur waren ihr von Rotmar geworden, der Vater hielt sie streng, die Frauen wichen ihr aus, und die vielen Bewaffneten in Sarbodesdorf ließen sie Schlimmes befürchten.

Nicht einmal die beiden Raben, die der erwarteten Spenderin leckerer Hühnerknochen freudig über den weißen Schnee entgegenhüpften, begrüßte sie wie sonst, zögernd schritt sie auf die Klause zu, sie fand sie leer; und während Falada, nach Atem schnappend, den schweren Korb auf eine der Moosbänke stellte, wandte sich ihre Herrin nach dem Kirchlein. Sie sah den Einsiedler im Gebet versunken vor dem derben, mit goldenen Nägeln zusammengehaltenen Kreuze knien, das die Stelle des Altars einnahm.

Er rührte sich nicht, er schien ganz von der Welt abgewandt in anderen Räumen zu weilen; da sank auch Hildegard nieder und sammelte sich, sie flehte um Fürbitte zu den Heiligen Martinus und Sebastianus, beides Kriegsleute wie ihr Liebster.

Da wandte sich der Greis mit einer sanften Gebärde um und sprach: „Ich grüße dich, Burkhardts Tochter, in meinem Frieden!"

„Ich weiß nicht, wie ich meinen Weg finden soll, ehrwürdiger Vater, ich dachte, zu frohem Brautlauf sei Rot-

mar heimgekehrt, und nun ist Fehde. Der Vater schweigt, Bewaffnete kommen und gehen, Waltram von der Bettinger Burg will um mich werben, seine roten Fäuste greifen nach meiner Hand, und der Vater schwur, daß ich niemals Gräfin auf Mürlenbach würde! Ich aber bin Rotmars Eigen, das weiß ich, das sagt mir jede Regung meiner Gedanken! Rate mir nun, Ehrwürdiger!"

„Wer das Herz eines Menschen gewonnen hat," entgegnete der Einsiedler einfach, „und es sein eigen nennt, der soll es halten, wie er es vermag. Denn nächst Gott ist es das Höchste!"

Da versanken beide in Schweigen.

Draußen erklang unterdessen das oft wiederholte Hupp, hupp, hupp! mit dem Falada die zwei Raben zu locken versuchte. Aber trotz der leckeren Fleischstückchen, welche die Schaffnerin in der Hand trug, immer kamen die beiden schwarzen Gesellen nur bis in ihre Nähe gehupft, dann aber legten sie den Kopf schief, besahen sich mißtrauisch die ungeheure Leibesfülle und flohen wieder schnell mit erstauntem, schnalzendem Laut zurück. Solange, bis Falada beleidigt die Stücke hinwarf und sich abwandte, da pickte das Geflügel zwar die Speise auf, trug sie auf den nächsten Baum, verzehrte sie aber nicht, sondern versenkte sich, nebeneinander hockend, in eine ernsthafte Betrachtung über das Naturspiel eines solchen Körperumfanges.

In der Kapelle konnte Hildegard, vor sich hinblickend,

ihre Tränen nicht mehr zurückhalten; als aber Gibbich die Rechte zart auf ihre Schulter legte, blickte sie auf und fragte mit umflortem Blick: „Was soll ich aber tun, wie soll ich nun wählen zwischen Sarbodesdorf und Mürlenbach?"

„Weißt du denn auch, ob Rotmar noch der Deinige ist?"

„Das weiß ich, so sicher, wie ich weiß, daß unter dem Schnee dort Felsboden ist und falbe Rasenbüschel und Moos und daß im Frühjahr das alles wieder grün wird, so sicher weiß ich es."

„Und weißt du, geliebte Tochter, ob morgen dies winterliche Land noch steht, ob nicht der Untergang drüberhin rast, der Weltbrand, die Normannen, irgendein schrecklicher Feind? Wahrlich, ich sage dir, mir graut, wenn ich an morgen oder übermorgen denke."

„Und wenn die Flamme und der Feind kämen, nicht zucken wollte ich oder klagen, wenn ich bei Rotmar stände," rief Hildegard hochaufgerichtet, dann aber schlug eine rote Welle der Scham in ihr Gesicht, und sie barg es in beide Hände.

„Ich weiß es," begann der Greis wieder, und seine Stimme klang unsicher und traurig, „daß etwas Furchtbares uns droht, mag es uns Alte verschlingen, euch aber, die ihr jung seid, soll der Himmelskönig hindurch geleiten zum Frieden!"

Zaghaft sah Hildegard auf, da milderte sich der

düstere Ausdruck im Auge des Sehers, und er sprach: „Ich kann dir nicht sagen, meine Tochter, tue dies und laß jenes; ich kann nur sagen, bete, rufe den Herrn dort oben an und horche auf seinen Wunsch, in deinem Innern wirst du ihn vernehmen, dann handle! Hoch ist des Vaters Wort, hoch ist aber auch eines Menschen Herz, man soll es nicht zertreten für Irdisches! Ich aber will beten, damit dir Erleuchtung werde!"

So sprach er und wandte sich zum Kreuze und kniete nieder. Hildegard aber schritt leise hinaus, winkte Falada herbei und ging getröstet ihrer Heimat zu.

Wieder schritt Falada voran, aber vergeblich suchten ihre Füße auf dem glatten Schnee Halt zu gewinnen, vergeblich schnappte die treffliche Schaffnerin nach den Tannenzweigen, die von rechts und links in den Pfad hingen, unweigerlich geriet sie ins Rutschen, aus dem ein Hüpfen und Springen und Laufen wurde; einem runden Schneeball an Gestalt und Schnelligkeit vergleichbar, sauste Falada talabwärts nach Sarbodesdorf.

Sogar auf das ernste Gesicht Hildegards stahl sich ein Lächeln, als sie die unaufhaltsamen Sprünge ihrer Begleiterin sah, gemessen und sicher verfolgte sie den Weg der väterlichen Behausung zu. Da traten ihr aus dem Dickicht zwei Männergestalten entgegen. Mit einem leisen Aufschrei fuhr sie zurück, zu wild sahen die Aufgetauchten in ihren schneeüberschütteten Wolfspelzkragen aus.

Dann aber, als sie die tastend vorgestreckten Hände des Blinden gewahrte, fragte sie ruhig: „Wen suchst du, Hug von Lothringen, willst du zum Vater Gibbich hinauf, du wirst ihn in seiner Klause finden!"

„Mich gelüstet nicht nach Zwiesprache mit dem Waldmanne am Heiligenstein, ich suche dich, edle Jungfrau. Ich erinnerte mich, wohin am Sonnabend dich der Weg führt, darum wußte ich den Mönch, der mich bis Sarbodesdorf begleitete, um bei deinem Vater eine Botschaft auszurichten, zu täuschen und wartete hier im Tann auf dich!"

Dazu nickte Walko gar wichtig und lachte übers ganze Gesicht.

„Und was begehrst du von Hildegard?" fragte die Tochter Burkhardts beklommen.

„Wir Blinden," sagte Hug mit schmiegsamer, leiser Stimme, „haben nicht Sonne und Tag, nicht Schnee und Tannengrün, nicht den Anblick schöner Frauen und blinkender Waffen, in grauer Finsternis leben wir, Menschenwort ist unsere einzige Erquickung, Menschenhand, die uns gut ist, einziger Trost!"

Wie suchend griffen die blassen Finger des Mannes nach der Stelle, wo er Hildegard vermuten mußte; weil diese aber ein wenig zurückgetreten war, griffen sie ins Leere. „Ich bin vom Kloster ausgeschickt, Gesandtschaft zu reiten in fernes Land. Damals vor Jahren, als ich noch sehend war, ehe mich der schändliche Kaiser,

dessen Name dreimal verflucht sei, blenden ließ durch seine fühllosen Knechte, weilte ich einmal zu Sarbodesdorf, in Burkhardts Herrensitz. Ein Mägdlein sah ich da, zart, im blonden Haarkranz, Hildegard hieß man es. Als Geblendeter kam ich wieder in Burkhardts Hofhalle. Wer sprach milde Worte zu mir, als die Wut in mir kochte, wer legte eine sanfte Hand auf meine Hand, als sie sich zur Faust ballte? Hildegard war es!"

Mit Schrecken sah Hildegard auf den Erregten, dessen Augenlider zuckten und dessen Mundwinkel in geheimer Verzweiflung sich verzogen.

„Und nun," fragte sie verwundert, „was schaffst du heute?"

„Noch einmal, ehe ich ausziehe in die Fremde, möchte ich deine Stimme hören, Hildegard, noch einmal, ehe im Elend draußen mich der Frost vielleicht ertötet, die Sümpfe verschlingen oder feindliche Schar erschlägt, möchte ich den Druck deiner Hand verspüren, damit mir eine Stärke daraus erwachse für den Weg!"

„Hole dir, Hug von Lothringen, Trost bei Gibbich und Wegzehrung bei den frommen Vätern in Prüm, die dich entsandten," rief Hildegard.

Und als auf eine unwillige Bewegung des Blinden Walko ihn näher an die Zurücktretende geleiten wollte, da sprach diese heftig: „Wage es nicht, du Knecht!" so daß der zottige Führer sich hinter seinen blinden Herrn duckte.

Aber der Blinde ließ nicht ab: „Und hätte ich hundert Augen und sie sollten alle geblendet sein, nicht ruhen will ich und rasten, bis ich das königliche Land meines Vaters wieder beherrsche und meine Feinde vernichtet habe, auf dem Hochsitz will ich sitzen, du aber sollst meine Königin sein, an Mosel und Saar sollst du gebieten, mit deinen Augen will ich meine Lande sehen! Du Hildegard ...."

Mit einem jähen Sprung war der Rasende vorwärts gestürzt auf Hildegard zu, er verfehlte aber die Richtung und griff in das eisbehangene Gezweig der Tannen, dessen nasse Kälte ihn schüttelte.

Wie ein geschlagenes Tier schlürfte er einen Schritt zurück, während sich ein hämischer Zug um seinen bebenden Mund grub.

Schon war die Tochter Burkhardts einige Stufen hinuntergestiegen, da erreichte sie ein Wort des Blinden, das sie augenblicklich wieder stillstehen hieß. „Höre mich, edle Jungfrau, nach Mürlenbach soll ich gehen auf Faraberts Wunsch, ehe ich in die Fremde wandere!"

Schon stand Hildegard wieder neben dem Blinden, atemlos fragte sie: „Sage mir, was sollst du dort? Ich will nicht wissen, was du eben sagtest, nur die Tannen haben es gehört und der Distelfink, der am Dorn klettert, aber sprich, was soll's mit Mürlenbach?"

Während angstvoll des Mädchens Augen an den Lippen des Blinden hingen, gelang es dem, die Hand, die er gesucht hatte, zu ergreifen und festzuhalten.

Mit Aufbietung aller Kraft trachtete Hildegard sich dem eisernen Klammergriff zu entwinden, Hug aber keuchte: „So werd ich zu Rotmar sprechen, deine Braut denkt nicht mehr an dich, vergessen hat sie dich und lacht darüber, daß du wie eine Ratte ins Rattenloch gekrochen bist, sie spottet deiner, und ihr Liebster ist Hug von Lothringen, der Blinde!"

Da gelang es mit heftigem Schlage der Tochter Burkhardts sich loszureißen, flüchtig enteilte sie ins Tal.

Auf halbem Wege kam ihr keuchend Falada wieder entgegen gestiegen; in Sorge um ihre Gebieterin hatte sie im Tal gewartet, bis sich endlich ihre gute, gemächliche Seele seufzend entschloß, den abscheulichen Aufstieg noch einmal anzufangen.

An diesem Abend aber weinte Hildegard gar sehr, obwohl ihr der Einsiedler doch ihres Herzens Gleichgewicht wiedergegeben hatte, das sogar der Hohn des Blinden nicht stören konnte.

Aber der Ring mit dem Karfunkelstein, den sie immer am Finger trug, das Geschenk Rotmars von Mürlenbach, war wohl bei der Bergfahrt zum Heiligenstein in den Schnee geglitten. Der Finger war leer, und das Kleinod ließ sich nicht finden.

Fünftes Kapitel.

In Mürlenbach.

Auf einem Berggrat, der sich vom Gebirge am Godesbach vorbei zum Kylltal hinunterzieht, hatten schon die Römer zur Sicherung ihrer Straßen nach Trier eine Festung gebaut, bei der geschützten Lage hatte die Anlage niemals der Bewohner entbehren müssen, und diese Burg Mürlenbach war der Herrensitz gewesen, von dem das gewaltige Geschlecht der Karolinger auszog, um die Welt zu bezwingen.

Nun hausten seit mehr als einem Jahrhundert die Gaugrafen des Karosgaus darin. Der viereckige, römische Turm stand noch, nach der Bergseite war ein breiter Graben angelegt, und ein oft ausgebesserter Mauerring umschloß Turm und Wohnhäuser, auf den Berg zu stark und hoch und mit zwei Eckvorsprüngen versehen, an den drei anderen, jäh abstürzenden Seiten schwächer und niedriger.

Ziemlich umfangreiche Hofräume ermöglichten, zu Zeiten der Not sogar manchen Hörigen aus den umliegenden Dörfern mit seiner Habe für kurze Zeit aufzunehmen.

Oben auf der Zinne des Turmes stand Rotmar, neben ihm Dankwart, der Torwächter. Auf der Ringmauer sah man Wachen schreiten, im Hofe unten war rastlose Tätigkeit zu bemerken, da wurden Schwerter gefegt, Schilde durch Querleisten verstärkt, Lederkoller und Helme geflickt.

Der Rauchschlot des Kochhauses dampfte, da waltete Ortrud, die Alte, inmitten der Mägde und schaffte Speise für so viele Mannen; wie ein Wiesel glitt sie hierhin und dorthin, nichts entging ihr, und für jeden hatte sie ein anfeuerndes Wort.

Dankwart schlug an das Wächterhorn, das ihm zur Seite hing, und sagte: „Sieh dort hinauf, da kommen zwei von Birresborn her geritten."

Rotmar schwieg und ließ den ernsten, umflorten Blick über die verschneiten Höhen und das wie ausgestorbene Dorf Mürlenbach in der angegebenen Richtung gehen.

„Zwei Männer sind es, vielleicht zwei von den vieren, die Isenbrandt nicht heimbrachte von Neroth," fügte er lebhaft bei.

Aber Dankwart schüttelte das Haupt und entgegnete geschwätzig: „Von denen wird keiner wiederkommen, die sind ruhmlos von Bauernknüppeln zu Tode getroffen, als sie von dem Giftwein getrunken hatten, in bleiernem Schlafe lagen und nun taumelnd auffuhren, da die Flamme

um sie zusammenschlug! Eine Woche lang hatten sie gewacht und gedarbt, da stürmten sie ins Tal, um Nahrung zu nehmen, ein Faß Wein fanden sie in der ersten Hütte, wer hätte den nicht getrunken? Ich sicher, und du, Graf Rotmar, wohl auch. Und da war das Hexenkraut hineingemischt oder sonst etwas, wie die Dachse schliefen sie, die Wachen schliefen, Isenbrandt schlief; da ging Burg Neroth in Flammen auf. Heil uns, daß Isenbrandt so viele noch gerettet und uns zugeführt hat!"

Mit traurigem Nicken hörte Rotmar zu.

Unterdessen waren die zwei Ankömmlinge näher geritten, da unterbrach der alte Wächter seine hinströmende Rede und rief: „Ich nehm's auf meinen Eid, so wahr mir Gott helfe, es ist der Blinde vom Kloster und sein Führer Walko, wer sollte den nicht kennen?"

„Geh hinunter, Dankwart, erwarte die beiden am Tor und frage sie nach ihrem Begehr. Sie werden doch nicht bei hellem Tage versuchen wollen, mir im Dorf meine hörigen Knechte aufzuwiegeln?"

Der Alte ging. Rotmar aber, als er allein war, zog das mit dem eingestickten Bilde des Erlösers verzierte Seidentüchlein hervor, das Hildegard bei der Abfahrt im Frühjahr ihm mitgegeben hatte, daß er es auf der Brust trage in der grausen Normannen-Feldschlacht, um Schwerthieb und Lanzenstoß abgleiten zu lassen, wie an einer Steinwand. Er heftete seinen Blick an die großen, starren Augen des Bildes und dachte an seine Verlobte.

„Darf ich noch zu dir halten, Hildegard," fragte der Sinnende sich selbst, „der ich so verlassen bin vom Glück? Neroth von den Bauern verbrannt, die Dörfer verloren, mein Gau den Feinden preisgegeben! Aber aushalten würde ich, aushalten immerzu, wenn ich nur wüßte, ob du meiner in Treue denkst!"

Nun hielten die beiden Reiter am Graben vor dem eisenbeschlagenen Tor.

„Was ist der Fremdlinge Begehr?" fragte Dankwart mit lauter Stimme.

„Gesandter des Klosters Prüm, Botschaft vom hochwürdigsten Abt Farabert an Rotmar, Grafen von Mürlenbach," tönte es aus dem Munde des Blinden herüber, „sind auch hungrig und durstig und guter Pflege gewärtig."

„Einlaß sollen sie haben," rief Rotmar von der Zinne hinunter; da knirschte es in den Angeln der schwerfälligen Torflügel, und die beiden befanden sich im Burghof, ein Knecht nahm die Pferde, und Isenbrandt ergriff mit einer unterdrückten Gebärde des Abscheus die Hand des Blinden, während er Walko gebieterisch ins Gesindehaus verwies.

Es ging zum Hauptturme und die Treppe hinauf. An der Eile und Ungeschicklichkeit der Führung mochte der Blinde wohl merken, daß ein Fremder ihn geleite.

„Wer ist mein Führer?" fragte er, während sie die Wendeltreppe hinaufstiegen.

Da zeigte der alte Waffenmeister grimmig die Zähne und antwortete: „Ein Freund jenes Niebert, der auch dein Freund war und den du erschlugst, ein Waffenbruder desselben Niebert von der Italiafahrt her ist dein Führer!"

Hug fuhr zusammen und wollte die leitende Hand loslassen.

Aber Isenbrandt sprach gelassen: „Du bedarfst meiner Rechten, wir wandeln an Abgründen vorbei, ein Augenblick, daß ich dich losließe, und deine Knochen lägen zerschmettert in der Tiefe!"

Trotz des Halbdunkels auf der Treppe konnte Isenbrandt sehen, wie Hug erbleichte.

„Mich schützt das Recht der Gesandten, und auch das Gastrecht schützt mich," murmelte der Blinde unsicher.

„Des Gastrecht hat Bernar, deinen Gesellen, auch nicht geschützt," fuhr der unerbittliche Alte fort, „als du ihn an deiner Tafel niederstachst, um der Gemahl seines Weibes Friederada zu werden. Weshalb zeiht mich Hug von Lothringen nicht der Lüge?"

Schaudernd schwieg der Blinde, tastete aber eifrig an Wand und Steinstufen, um sich gegen jähen Absturz zu versichern.

„Der Gesandte der Abtei braucht nicht zu tasten und zu fürchten, der alte Isenbrandt ist in Ehren grau geworden, er hat niemals einen Wehrlosen erschlagen."

Endlich, nach einer Ewigkeit, schien es dem Blinden,

kamen sie ins oberste Turmgemach. Das Bratenstück eines Hirsches, Brot und ein Steinkrug mit Wein, auch gedörrte Pflaumen standen auf dem schweren, unbeholfenen Eichentische.

„Setze dich, Hug von Lothringen," sprach Rotmar.

Da saß der Blinde dem Grafen gegenüber, wie Isenbrandt ihn zurechtschob.

„Greif vor dich auf den Tisch, da ist Trank und Speise."

„Bist du es, Rotmar von Mürlenbach?" fragte der Gesandte.

„Ja, ich bin es!"

„Nicht will ich den Laib Brot anrühren, solange mein Führer, der mich eben geleitete, in diesen Räumen weilt, er redet von schlimmen Taten!"

Da hieß trotz der Zeichen Isenbrandts der Graf ihn hinuntergehen.

„Ist er weg?" fragte der Blinde nochmals leise.

„Ich ließ ihn gehen," war die Antwort.

Dann griff der Blinde, über den Tisch fühlend, nach Brot und Fleisch und ließ sich den Kelch füllen.

Endlich redete der Mürlenbacher sein Gegenüber wieder an: „Welche Botschaft sendet mir Abt Farabert durch dich?"

Ein häßliches Grinsen zog bei dieser Frage über das Gesicht des Blinden, seine Oberlippe entblößte dabei die raubtierbreiten Eckzähne: „Farabert, unser Hochwürdigster,

läßt dir sagen, du sollst dich mit Haut und Haaren ihm zu eigen geben, dann würde er dich am Leben lassen und dir die Gnade gewähren, am Abend, wenn Waltram von Bettingen, dein edler Waffengenosse, und Hildegard . . ."

„Den Namen nimm nicht in den Mund, du Tier," fuhr Rotmar auf.

Aber schreiend fuhr Hug fort: „Wenn Waltram und Hildegard Brautlauf halten, dann darfst du dabei stehen unter den hörigen Knechten und dem Paar mit der Fackel leuchten!"

Rotmar hatte sich wieder gefaßt, ruhiger sprach er: „Das lügst du, das hat Farabert, der fromme Abt von Prüm, nicht gesagt. Als er noch Lehrer war, ehedem er Abt wurde, war ich sein Schüler, solche Worte hat er nie gesprochen."

„Glaube es oder glaube es nicht; wenn er gute Worte zu dir sprechen wollte, so hätte er mich wohl nicht geschickt," lachte der Blinde bitter auf, „der Gute möchte ja auch nur Blutvergießen verhindern; fügst du dich nicht, so werden in einigen Tagen mehr denn zweihundert Gewappnete versammelt sein um Mürlenbach, und dann, lebe wohl, alte Burg! Die Prümer hat schon längst nach dem Bissen der Mund gewässert, dann setzen sie einen Vogt hierher, der heißt Waltram . . ."

Der Blinde wartete auf erregte Antwort, finster brütend schwieg Rotmar, er dachte an die Worte Gibbichs.

„Das ist meine Botschaft von Prüm. Hast du sie wohl verstanden, Mürlenbacher?"

„Ich habe verstanden, und sage deinem Abt ..."

Da unterbrach der Blinde ihn und fuhr fort: „Höre erst noch, Graf Rotmar, was ich, Hug von Lothringen, dir noch sage und rate! Wisse, daß die Prümer Knechte keines rechten Schwertschlages fähig sind, zehn auf einmal fällst du mit deinem Speer. Ackerbauer sind es und Betbrüder, die brauchst du nicht zu fürchten, und wenn es tausend wären, glaube mir, ich kenne sie; lange genug laufe ich wie eine Stallkuh im Klosterhof herum, da merkt man manches, auch wenn man geblendet ist. Essen, trinken, beten und alles, was keine Kraft des Leibes erfordert, viel Schlaf und Gelage, das ist der Prümer Kriegsknechte Tage- und Nachtwerk. Die fürchte nicht. Da ist Burkhardt, und die anderen alten Ritter, das sind Männer, aber zu wenige, um dir zu schaden. Und was Waltram angeht, glaube mir, wenn sich das Fähnlein dreht und du hast einen Sieg, dann kommt er wieder zu dir und ist dein Geselle."

Mit erschrockenen Augen starrte Rotmar den seltsamen Gesandten an, der sein eigen Nest beschmutzte, aber er schwieg.

Da erhob sich draußen ein Scharren auf der Treppe, und ehe nachdringende Burgleute es verhindern konnten, stand Walko neben seinem Herrn, der aber lächelte ein wenig, als er den bekannten Schritt hörte und sagte:

„Recht, Walko, ein guter Hund findet seinen Herrn immer und überall!"

Zu Rotmar gewendet aber bat er: „Laß den Guten neben mir stehen, er ist schweren Sinnes, versteht und behält kein Wort von dem, was wir sprechen."

„Es sei," entgegnete Rotmar und winkte den Leuten zu gehen, „aber fahre fort!"

Nun erhob sich der Blinde, auf den Tisch gestemmt: „Es ist nur eine Klemme, Rotmar, du hast nicht genug Leute, sonst könntest du nicht nur Neroth und die Dörfer, noch viel mehr könntest du halten als deinen Besitz, wie der König Arnulf es gewollt hat! Du hast dich auf Waltram verlassen, er hat dich betrogen, ich aber rate dir, verlasse dich auf mich, auf den blinden Hug von Lothringen!"

„Sieh," fuhr er immer erregter fort, „nur eins möchte ich noch erreichen auf dieser grausigen Welt: mich an den Mönchen rächen, die mich in ihrer zahmen, milden Haft gehalten haben, die mich gequält haben tagaus, tagein mit frommen Worten und Weisungen, als ob ich ein Knabe sei, den sie erziehen müßten! Was duldete ich da, wie knirschte ich nachts in der Zelle. Darum höre auf mich, Mürlenbacher, du weißt nicht aus und ein, gut, ich, Hug, König Lothars Sohn, will dir Genossen holen, mehr als du brauchst, helfen sollen dir gewaltige Schwertarme, den Gau deiner Väter schirmen. Und mehr, viel mehr wirst du erreichen, ein weitgebietendes Reich will

ich dir schaffen, in Bedaburg, in Scolinar, in Reginbach, in Flamersheim, überall wirst du in den Pfalzen herrschen, alles wirst du als erblich Lehen aus den Händen deines Königs Arnulf empfangen. Ich werde ausziehen und meinen Freunden gebieten, daß sie herbeikommen und dir helfen, damit das Kloster klein werde und schmelze wie der Schnee vor der Sonne!"

„Und wohin willst du fahren?" fragte Rotmar, bedrückt von der Wucht der Rede, die in dem Blinden schlummerte.

„Fragt der verirrte Wanderer danach, wer ihn nachts über den schäumenden Fluß setzte, fragt der Blinde, wer ihn leitete, fragt der Ertrinkende danach, wer ihn aus dem Strudel zog? Und dir soll ich die Namen derjenigen nennen, die ich zu deiner Hilfe herbeihole? Ich will nicht, Graf von Mürlenbach, und ich werde sie dir nicht nennen, du kannst sie ja wieder wegschicken, wenn du halbverhungert auf deiner Burg sitzt und die Kriegsmacht von Prüm um dich herumliegt Woche um Woche. Waltram ist ein gewaltiger Mann, du selbst weißt es, mit dem kleinen Finger wirst du die Menge der Mannen doch nicht umwerfen können. Aber entschließe dich, die Zeit verrinnt, ich muß von hinnen!"

„Wenn ich wüßte, daß es nicht zu des deutschen Landes Schaden wäre, würde ich trotz allem dich, Hug von Lothringen, bitten. Aber gegen den König keinen Schritt!"

„Gegen den König? Der sitzt in Regensburg und weiß

nichts von deiner Not, so frage ihn auch nicht, wenn dich einer aus dem Glutfeuer retten will, in das du selbst gesprungen bist. Leb wohl, Rotmar von Mürlenbach, wir werden uns als Sieger wiedersehen!"

Walko ergriff den Blinden am Arm und führte ihn schnell hinunter zu den Pferden.

Als Hug im Sattel saß, holte er einen wohlverpackten und umschnürten Beutel aus dem Mantelpelz, gab ihn dem Führer, der die aus seiner unerschöpflichen Tasche stammenden, von ihm selbst geknoteten Umhüllungen grinsend empfing. Diese Gabe hieß der Blinde ihn auf den Turm bringen zu Rotmar. Ein Geschenk von Hildegard solle er dabei sagen, dann aber hinunter eilen und, beide Pferde am Halfter, so schnell als möglich auf Prüm zu reiten.

So geschah es. Rotmar nestelte die Verschnürungen ab, seine Hände zitterten und waren ungeschickt. Nach der ersten Umhüllung kam eine zweite, wieder verschnürt, dann eine dritte, schon zerriß seine Faust ungeduldig die umgewickelten Tücher, denn er fühlte kleine, harte Stücke innen verborgen, schließlich fiel das letzte Hemmnis, und heraus kollerte der Ring Hildegards mit dem Karfunkelstein, von harter Zange in zwei Teile gebrochen.

Zum niedrigen Bogenfenster eilte Rotmar, mit gewaltiger Stimme rief er, die beiden Abgesandten des Prümer Kapitels zurückzuhalten.

Vergebens, die waren schon längst in voller Flucht im Walde verschwunden, und als Rotmar, außer sich, zur Ver-

folgung die Hälfte der Burgleute aufrief, wies ihn Isenbrandt mit Recht auf die Gefahr hin, jetzt, zu einer Zeit, da jeden Augenblick ein Angriff erfolgen könne, die Mannschaft so zu zersplittern.

Da ging Rotmar vom Fenster zurück zum Eichentisch, barg das Haupt im aufgelegten Arme und sann tränenlos, aber verzweifelt darüber nach, wie es möglich sei, daß nun auch Hildegard ihn verlassen habe.

Sechstes Kapitel.

Gibbich wird vertrieben.

Weicher Wind aus Südwesten hatte sich in der Nacht erhoben, er wehte mit stündlich steigender Gewalt, leichte Regentropfen trieb er vor sich her, er brauste im Buchenwald, Sarbodesdorf gegenüber, und überzog die grauen, kahlen Äste mit schimmernder Feuchtigkeit, der Schnee schmolz vor seiner Wärme wie Butter in der Pfanne. Am schroffen Heiligenstein schauten die runden Moosbüschel wieder aus der schwindenden, weißen Decke hervor. Der alte Berg schlürfte behaglich die strömende, tropfende Nässe ein und dunstete einen Erdduft aus, der schon wie eine Vorfreude des kommenden Frühjahrs anmutete.

An Gibbichs Klause, die sonst eine Stätte der Sammlung und des Friedens war, ließ sich lautes Getöse von bewaffneten Männern, Rufen und Lärmen vernehmen. Die beiden Raben hingen mit gesträubtem Gefieder in der

Luft, sie stießen heisere, krächzende Schreie aus, als ob sie unten bei dem Waldkirchlein Entsetzliches gewahrten.

Da standen in einem weiten Halbkreise um die Klause herum mehr als fünfzig Männer in Brünne mit Schwert und Schild, vor ihnen aber hielt Waltram von Bettingen. Über seine Schultern zog sich eine Purpurdecke, reich mit goldenen Tiergestalten bestickt, die stammte aus der Normannenbeute an der Dyle. Sechs goldene Ringe waren an seinem Finger aufgereiht, und auch sein Wehrgehäng und der Ringelpanzer schimmerten von Silber und edlem Gestein.

Wieder rief Waltram mit kreischender Stimme: „Heraus, Einsiedler, aus deinem Versteck!“

Da trat Gibbich zwischen den Felsbrocken hervor, zur Reise gegürtet, den starken Speer in der Hand, seinen grauen Mantel um Schultern und Kopf gelegt.

„Was heischest du, Waltram von Walsdorf, von Gibbich dem Alten?“ fragte er den Ritter. „Seit wann ist es nötig, fünfzig Männer aufzubieten, um einen alten Waldwanderer aus seinem Obdach herauszurufen?“

„Gibbich, steh Red und Antwort dem, in dessen Hand dein Leben liegt.“

„Mein Leben, du wilder Waffenträger, hält die Hand des Himmelsherrn, dem ich befohlen bin, nicht die deine.“

Überirdisch klar leuchtete das Auge des greisen Sehers dem Trotzigen entgegen, der aber rief: „Dein Stolz, Gib-

dich, wird gebändigt werden, deine Zunge wird still werden, bitten wirst du mich um einen Bissen erbärmliches Brot!"

„Der Himmelsherr wird mich nähren und kleiden, siehe, sein Atem schmelzt schon den Schnee!"

Unter dem feurigen Blick des Alten bogen die Augen des rohen Ritters ab, und ärgerlich sprach er: „Nicht um lange mit dir zu reden, bin ich gekommen; ich frage dich, Gibbich, warst du es, der im grauen Bettlermantel auf Burg Neroth Rotmar von Mürlenbach besuchte und ihn warnte?"

„Seit wann, Waltram von Walsdorf ...."

„Auf Bettingen wohn' ich, was nennst du mich nicht so?" unterbrach ihn der andere polternd.

„Ich nenne dich, wie ich will, Waltram von Walsdorf! Seit wann, sage mir, bist du ein Richter, daß du mich ausfragst wie einen Eidbrüchigen? Aber ich stehe dir Antwort, weil ich es will: ja, ich war der Bettler im grauen Gewand, ich warnte Rotmar, daß er nicht blind in die Hände des dreifachen Lügners laufe!"

Da wandte sich Waltram zu den Seinen: „Ihr hört es," schäumte er, „der Einsiedler sagt es selbst, er hat mich beschimpft, er hat meine Pläne zuschanden gemacht, auf, an die Arbeit, haut nieder seine Hütte, zerstreut seinen Besitz im Walde, laßt keinen Balken am andern!"

Gierig einer Beute stürzten die Leute auf die Klause,



die Axte, sonst zum Streit geschliffen, krachten auf den Stämmen; alles wühlten sie um, das Unterste kehrten sie zu oberst. Als sie in der Hütte keine Schätze gefunden, umsonst das Moos auf den Bänken und die Reisigbündel in der Ecke aufgewühlt hatten, stürzten sie sich auf das Kirchlein, bald sanken manche von den grünen Tannen, die seine Seitenwand bildeten, knisternd nieder, und helleres Tageslicht flutete in die beschauliche, kleine Betstelle. Wohl umflorte sich Gibbichs Blick, aber er blieb stark und sah schweigend zu, wie sein Wohnplatz verwüstet wurde.

Ein höhnisches Lachen spielte um den breiten Mund Waltrams, als er sprach: „Ich werde dich nicht anrühren, Gibbich, frommer Einsiedler vom Heiligenstein, der heimlich des Klosters Pläne durchkreuzt!"

„Des Klosters Pläne nicht, sondern deine, Waltram!"

„Und wenn es meine wären, gut, ich werde dich nicht anrühren, aber ein Ausgestoßener sollst du sein! Wer dich aufnimmt in sein Haus, den wird mein Schwert zu Tode treffen, und wer dir Brot gibt, den werde ich erschlagen mit meiner Hand, und wer dir weiterhilft, den werden meine Knechte erstechen, friedlos sollst du wie ein Wild im Walde weilen, bis der Hunger dich tötet und Wölfe dich verzehren!"

Da hob der Alte die Rechte wie segnend, und mildes Licht strahlte von seinem Antlitz: „Ein Waldgänger soll ich werden, Waltram von Walsdorf, und bin es schon seit Jahren! Kenne ich nicht den Frost und den nächtlichen

Sturm im Gebüsch und des Regens Rieseln auf dem Gestein, bin ich nicht wie ein Wild im Walde, schon jahrelang? Und glaub mir, Waltram, und ihr anderen hört es auch, glaub mir, kein Wild ist so friedlos als du in Goldbrünne und Purpurschmuck, kein Wolf hat so böse Gedanken als du!"

An seine Stelle gebannt, reckte der Angeredete die Faust vor; da entstand ein Krachen, den vielen Axtschlägen nachgebend, stürzte das Dach der Klause ein, grelles Schreien erhob sich unter dem Gebälk, die Hinzuspringenden fanden Anko, einen jungen Knecht, totenblaß unter der Masse begraben. Furchtbar gellte sein Wehlaut, als sie ihn hervorzogen, in der Gier nach Schätzen war er unachtsam im Innern geblieben, da schlugen ihn die Blöcke zu Boden, und sein rechter Fuß hing lose am Beine.

Schon kniete Gibbich, während die Kriegsschar verstört herumstand, neben dem Verletzten, er untersuchte seine Wunden, mit trockenem Moos stillte er die rinnende Blutwelle, dann band er vorsichtig zwei Tannenlatten rechts und links an den Fuß, damit er nicht schwanke, Tücher schlang er um den Bruch des Knochens und wies die Krieger an, wie sie den Verletzten zu menschlicher Wohnung tragen sollten.

Dann stand Gibbich auf: „Dieses Menschen Wehgeschrei, Waltram, erschüttere dich, schau in dein Herz und schäme dich! Deine Pläne kenne ich, deine Absichten liegen offen vor mir wie eine Schrift auf dem Pergament. Du

willst Rotmar knechten, dann Burkhardt niederzwingen, und dann ..." Ganz nahe schritt der alte Einsiedler auf den mürrischen Ritter zu, flüsternd fuhr er fort: „... und dann weißt du, daß ein schwerer Goldschatz gesammelt ist und zu Prüm in der Abtei in guter Hut liegt, zum Wiederaufbau der Kirche bestimmt, in fleißigen Jahren gesammelt, danach gelüstet dich, nicht Rotmar, nicht Burkhardt, der Mönche Goldschatz ist dein Ziel."

Aschfahl stand Waltram da, stotternd versuchte er zu reden, kein Wort brachte er hervor; aber schon war der Einsiedler, ohne seine zerstörte Klause noch einmal anzusehen, hinter den Tannenhecken verschwunden.

Stärker erhob sich der Sturm, niedrig trieben blasse Wolken hin, dichter wurde der Sprühregen. Außer dem Stöhnen des jungen Anko hörte man nur unterdrücktes Murmeln der Kriegsleute, welche eine Trage nach der Angabe Gibbichs zusammen banden.

Da kamen plötzlich dumpfe Schritte den Berg hinan, Waltram, noch verwirrt von den gewaltigen Worten Gibbichs, die den verborgensten Winkel seiner Seele nach außen gekehrt hatten, wandte sich um und sah sich dem Vogt von Prüm gegenüber.

Roher Menschen Beschämung findet ihren Ausweg in ungerechter Wut; so fuhr Waltram den Ankommenden an: „Seit wann ist es nötig, daß Burkhardt von Sarbodesdorf seinen Verbündeten nachschleicht, um ihre Taten zu bewachen?"

Burkhardt, atemlos noch von dem schnellen Aufstieg, sah sich um, während sich seine beiden Begleiter gleichfalls erschreckt näher herandrängten.

„Wer hat die Klause unseres Waldbruders zerstört?" fragte er in hellem Zorn.

„Wer nur zwei Knechte bei sich hat, fragt besser weniger scharf," entgegnete Waltram höhnisch, „ich tat es!"

„Und wer gab dem Waltram von Bettingen das Recht dazu?"

„Waltram nimmt sich das Recht, dessen er bedarf, er fragt nicht lange!"

Blitzartig zuckte die Rechte des Vogtes nach dem Schwerte, dann aber besann er sich, er dachte an die Fehde mit Rotmar, an das Wohl des Klosters, an alle Folgen eines offenen Streites mit Waltram. Darum drehte er sich mit einem langen Blick auf die verwüstete Klause um und stieg wieder bergabwärts.

Als er einige Schritte getan, wandte er sich noch einmal und sprach ernst und eindringlich: „Waltram von Bettingen, zu Prüm im Kloster im Kapitelsaale steht des Abtes Hochsitz, da werde ich Klage führen gegen den, der ohne Not eines friedlichen Mannes Wohnsitz zerstören ließ durch seine Knechte!"

Dann aber verfolgte Burkhardt seinen Weg weiter und überdachte, daß er den Mönchen in Prüm von der Tat Nachricht geben wolle.

Waltram aber schaute dem grauköpfigen, erbitterten Ritter hohnvoll nach, bis ihn das Stöhnen des Verwundeten aufstörte.

„Anko," rief er, „schweig mit deinem Flennen, sei froh, daß dir das Gebälk deinen dicken Schädel nicht entzwei schlug. Und nun abwärts, Leute, unsere Arbeit hier ist getan!"

Siebentes Kapitel.

Im Normannenlager.

Noch in derselben Nacht, als der Blinde und sein Führer von Mürlenbach weggeritten waren, hatten die beiden, unter Vermeidung des Tales bei Prüm, einen weiten Weg auf den Maasfluß hin zurückgelegt. Hug schien keine Erschöpfung zu kennen, immer wieder trieb er nach wenigen Stunden Schlafes den stumpfen Walko an, ihn weiter zu leiten. Nicht die Moore des hohen Venn hielten ihn auf, nicht die Urwälder der Ardennen, nicht die Sümpfe in Niederland.

Als sie endlich nach fünf Tagen beschwerlichen Reitens an den großen, halbzugefrorenen Maasstrom kamen, fragte der Blinde seinen Begleiter, was er sehe.

„Hütten ohne Dach sehe ich, von Feuer geschwärzt, verlassen von den Leuten, Gerippe von Pferden und Kühen ragen aus dem schmutzigen, weichen Schnee, zertrümmerte Schiffsrümpfe liegen am Uferrand!"

„Wir sind in der Nähe," rief Hug und trieb sein Pferd an.

Und als die beiden Reiter noch einige Stunden flußabwärts gezogen waren, tat sich ihnen eine neue Ansicht auf, von der Walko seinem Herrn berichtete.

„Das ist das Lager!" keuchte der und hieß den Knecht die Rosse zur letzten Anstrengung aufstacheln.

Am Ufer des Stromes lagen in langer Reihe, dicht aneinander gedrängt, etwa hundert Drachenschiffe der Normannen. Sie waren fast ganz aufs Land gezogen; die runden Stämme, welche als Rollen dienten, lagen aber noch darunter, um nötigenfalls eiligste Flotmachung zu ermöglichen. Deshalb schauten auch die Schnäbel der Schiffe, oben in phantastische, schimmernde Tierfratzen auslaufend, alle nach dem Fluß zu. Zwischen den Schiffen hatte man Holz aufgeschichtet, so daß ein fortlaufendes Bollwerk entstanden war, plötzlichen Angriff vom Flusse her zu verhindern. Die beiden Flanken des weitläufigen Lagers waren durch Sümpfe und einen breiten Erdwall gedeckt, während die dem Lande zugekehrte Seite, als die am meisten gefährdete, besonders hohe Schanzen mit Türmen darauf zeigte.

Lautes Lärmen herrschte im Lager, das an Umfang einer Stadt wenig nachgab. Hütten aus Holz, Schilf und Stroh gebaut, dienten den streitbaren Männern, die hier in einer Anzahl von mehr als fünftausend zusammen hausten, zum notdürftigen Unterkommen gegen die Unbilden der

Witterung. Dazwischen erhoben sich stärkere, dauerhafter gebaute Blockhäuser, die Wohnungen der Edlen; in der Mitte der Niederlassung aber, durch eigenen Wall und Graben von ihr getrennt, stand die große, von einigen Holzgebäuden umgebene Königshalle. Da wohnte Rolf Ringbeißer, der gewaltige Seekönig, dessen kühne Wikingerfahrten nach England, Frankreich, sogar bis Spanien hinunter, alle Welt mit Furcht und Entsetzen erfüllten.

Ein wogendes Leben brandete in den Gassen des Lagers. Die Gewalthaber, die viele Meilen weit im Umkreis das Volk sich dienstbar gemacht hatten, lebten vom Ertrag ihres Raubes in Saus und Braus. Von außen deckte Schilf und Weidengeflecht die Hütten, innen aber standen Pfühle mit den weichsten Daunen gefüllt, darüber waren Decken von Seide und Purpur gebreitet, mit kostbaren Stickereien, die noch vor wenigen Monaten den prunkvollen Gottesdienst in einem westfränkischen Kloster schmückten. Da hingen Teppiche an den Wänden, die vor Jahresfrist noch der zarte Fuß einer britannischen Edelfrau betreten hatte. Truhen aus seltenen Holzarten standen geöffnet dabei; darin lagen in wildem Durcheinander Pelze von Bären, Mardern, Hermelin und Biber, seltene Waffen und feines, weißes Linnenzeug. Kein Blutfleck verriet, welch ein großes Sterben all diese Schätze gekostet hatten.

Da saßen und streckten sich auf den Ruhebetten die Nordmänner selbst, hochgewachsen, von Sonne, Meer und Eis gebräunt, sehnig, mit stahlharten, blauen Augen; da

tranken und schmausten sie zusammen, knöchelten, prunkten mit herrlichen Waffen und ließen hochfahrend das ekle Geschlecht einheimischer Händler herankommen, die zahlreich zwischen den Hütten hin- und herhuschten und aus der Not der Heimat Gewinn schöpfen wollten.

Da liefen auch unzählige Frauen, Knaben und Mädchen, die von Beutezügen als Gefangene weggeschleppt, den stolzen Siegern willig oder unwillig, wie ihr Sinn war, alle Dienste des täglichen Lebens tun mußten. Da empfing manch ein Weib, das sonst im Zwillichrock einer Magd gegangen war, für bescheidene Arbeit einen Seidenmantel um die Schultern, manch trotziger Edelknabe aber, dem die Gefangenschaft weniger behagte als das frühere Wohlleben auf dem väterlichen Hofe, wurde für geringen Ungehorsam mit dem Schwerte erschlagen oder in den eisigen Fluß gestürzt. Tod und Untergang lauerte bei den Kriegsfahrten täglich auf den Nordmann, darum galt ihm auch das Leben anderer soviel als ein Nichts.

Dazwischen tönte das Wiehern der Streitrosse, das Brüllen der Schlachttiere und das Schnattern von Geflügel, das zahlreich zusammengeraubt war. Hell klang aber daneben das Hämmern in den Schmiedewerkstätten, da wurden die eisernen Beschläge und das Balkenwerk der Schiffe ausgebessert, die Ruder nachgesehen, vor allem aber Waffen, Schwerter, Speere, Dolche, Schilde und Panzer geflickt, gehärtet, mit neuen Teilen versehen und mit Gold oder Silber verziert.

Allmählich, da der frühe Winterabend hereinbrach, hörte die geschäftige Arbeit auf, desto lauter aber wurde der Lärm der schlemmenden Krieger.

Am lautesten jedoch ging es in der Königshalle zu. Auf gewaltigen Holzsäulen ruhte die Wölbung ihres Daches. Gehörne von Wildstieren, Edelhirschen und Elchen schmückten die Wände. Da waren auch eiserne Handgriffe angebracht, in die hatte man schwelende Kienfackeln gesteckt, die im Verein mit dem lodernden Holzstoß des Herdes auf das Gelage des Seekönigs ein grelles Licht warfen.

Auf dem Hochsitz saß Rolf Ringbeißer, ein breiter, starker Mann; blondes, straffes Haar fiel ihm bis auf die Schultern, ein kurzer, buschiger Bart von rötlicher Farbe bedeckte sein Kinn. Unter scharfgeschnittenen Brauen blickten blaue Augen, die jetzt hell, freundlich und gutmütig leuchteten, denn der König schaute auf Isolde, die gerade zu ihm trat und ihm den goldenen Kelch mit französischem Weine darbot.

Isolde war eines bretonischen Grafen Kind und im vergangenen Sommer den Normannen als Geisel eines vollzogenen Schutz- und Trutzvertrages anvertraut. Daß plötzlich damals in der Bretagne günstiger Wind zu einer Englandfahrt sich erhob und die Normannen mit samt ihrer Geisel nach ausgiebigem Strandraub eines Nachts auf und davon fuhren, darüber hätte sich keiner zu wundern brauchen; das war Nordmänner Art und Nordmänner

Recht. In der Grafenburg an der Bretagnerküste saß aber eine alte Frau, härmte sich die Wangen blaß und hoffte täglich, daß ihr Kind unvermutet wiederkommen werde, der Graf jedoch sammelte mit blödem, altersschwachem Eifer an einem Goldschatze, den er dem Räuber Rolf anbieten wollte, damit er ihm sein Kind zurückgebe.

Isolde selbst aber hing solch traurigen Gedanken wohl nicht nach; braune Härchen krausten sich unter dem perlengeschmückten Diadem auf ihrer klaren Stirn, ihre dunklen Augen lachten den König lustig an, und als sie ihm den Kelch, eine Beute aus einem Kloster am Seinefluß, darbot, sagte sie leichthin, aber so laut, daß die Reihen der Streiter, die mit ihrem Gebieter beim Mahle saßen, es verstehen konnten: „Es ist Zeit, Herr, daß eine neue Kriegsfahrt gerüstet wird, der Wein geht zur Neige, für morgen reicht er nicht mehr.“ Lauter Jubel der Mannen antwortete auf die schnippisch hingeworfenen Worte.

Rolf Ringbeißer aber sprang auf und rief: „Allzu lange schon habe ich meinem Namen keine Ehre mehr gemacht, wohlan, Isolde, dein Wort war gut, ich will's dir lohnen!“

Und von seinem Arme zog er das fingerdicke Goldgewinde, das, wie eine Schlange gedreht, wohl zehnmal um die eisenharten Muskeln sich legte. Zwischen seine breiten Zähne nahm er das gelbe Metall, einen von den Ringen biß er herunter und gab ihn der lachenden Frau, schwer sank er in ihre Hand.

„Heil!“ schrien die Krieger; Glum Geiersohn, der Sänger aber rief: „So ist es wohlgetan, Seekönig, schmücke sie mit deinem Golde; solange sie lacht, wird uns kein Unheil drohen!“

Da erhob sich unten am Eingang der Halle, wo die Knechte und Diener saßen und auf das warteten, was die Herren ihnen zuwerfen würden, ein Gemurmel und ein Scharren der Füße. Es waren zwei vermummte Menschen eingetreten und hatten sich stumm auf die letzte Ecke der Bank niedergelassen.

Rolf fragte nach dem Grunde der Unruhe und erhielt Bescheid.

„Wer ihr auch seid, Fremdlinge,“ so sprach er, „ihr seid unter gastliches Dach gekommen, ich will euch Speise und Trank und ein Nachtlager auf den Bänken geben!“

Wohl nickte der eine in der Vermummung und sagte dem andern etwas, worauf dieser seine Kapuze fallen ließ und das ängstlich verdutzte Gesicht Walkos zeigte; der andere aber blieb regungslos, auch als die Knechte kamen und den Schweinebraten, Brot und Wein brachten.

Bald aber erklärte sich das Rätsel, Walko begann seinen Herrn zu bedienen, und die Normannen erkannten daß ein Blinder ihr Gast sei.

Isolde beugte sich neugierig vor, betrachtete mitleidig die müden, starren Züge des Ankömmlings und flüsterte mit Rolf.

Bald war das allgemeine Gespräch wieder im Gange,

und man hatte die beiden fast vergessen. Da bat Isolde den König, die Fremden nach ihrer Heimat zu fragen und ob sie des Schutzes bedürften.

„Nun ihr beiden, da ihr gesättigt seid, frage ich euch nach Heimat und Schicksal!"

Ausdruckslos horchte Walko auf die Laute der normannischen Sprache, die er nicht verstand, Hug aber erhob sich: „Ein Armer bin ich, den schlimme Feinde geblendet haben, nicht Haus noch Hof habe ich, da hörte ich von Rolf, dem Ringbeißer, der die Schwachen schirmt und die Starken niederschlägt, da dachte ich, ob der gewaltige Seekönig, dessen Ruhm unzerstörbar ist im Liede und dem Gespräch der Menschen, mir nicht helfen würde in meiner Not."

„Wohl hast du gesprochen, blinder Fremdling, nun sage mir, woher du die Sprache meines Volkes kennst, denn du bist ein Deutscher, das höre ich wohl."

„Ich hatte einen Schwager," begann der Blinde mit klagender Stimme, und Isolde wandte kein Auge von ihm ab, „meiner Schwester Mann, der war ein Normanne, kein Kriegsmann war tüchtiger wie er, es sei denn Rolf Ringbeißer, den keiner übertrifft."

„Und wie hieß er?" fragte der König gespannt.

„Er war ein Kämpfer allen voran, nun ist er aber dahin, durch listiger Feinde schmählichen Betrug erschlagen, ein Graf war er in Friesland, Godefried hieß er!"

Da sprang Glum Geiersohn, dem alle Geschlechter der

Menschen bekannt waren vom Kaukasus bis zu den Schären, auf und rief: „Dann bist du Hug von Lothringen, Godefrieds Schwager, er wurde von jenem falschen Heinrich, dem Ratgeber des Kaisers, den sie Karl den Dicken nennen, betrügerisch erschlagen; dich aber blendete derselbe Heinrich, da er dich nach Gundolfesburg in die kaiserliche Pfalz gelockt. Du warst einmal ein rascher Streiter, Kunde hörte ich von dir im Hennegau und an der Nordsee."

„Nun wohlauf, Königssohn, Urenkel des großen Kaisers Karl," sprach Rolf Ringbeißer, „setz dich zu meinen Gesellen hier an meine Seite und künde mir, weshalb du, ein blinder Mann, durch graue Winternacht hierherkommst in Ringbeißers Halle."

Da warf Hug den Reisemantel von sich und stand in einer gleißenden, altertümlichen Rüstung da, daran schimmerten goldenes Kleinod und zwei Dolche von spanischem Stahl.

Walko aber schob ihn an den Eichentisch, wie er es auch in Prüm gewohnt war, und hockte sich neben seinen Herrn auf die Erde, seiner Befehle gewärtig.

Isolde schmiegte sich an des Hochsitzes reichgeschnitzte Rückenlehne, richtete ihre großen Augen mit dem Ausdruck kindlicher Wißbegierde auf Hug und fragte: „Nun sage uns, du blinder Königssohn, was heischest du von Rolf, dem Ringbeißer?"

„Ja, sage es uns!" nickten auch Rolf und die anderen Gesellen der Tafelrunde.

„Man erzählt sich," begann da der Blinde zu sprechen, „im deutschen Lande, daß Rolf, der Held, nicht wie andere Wikinger im Sommer nur zu Schiff steige, um im Winter in Nordland auf eisiger Königsburg ruhmlose Tage zu verleben. Anderer Wille beseelt Rolf, den Ringbeißer. Ein Land will er sich suchen, darin zu herrschen nach seinem Wunsch; so fährt er durch Frankreich, England, Spanien bis nach Romaburg hin, so wohnt er in Niederland und streift die Flußtäler hinauf; immer sucht er nach einem Reiche, das wert sei, von Rolf, dem Ringbeißer, beherrscht zu werden. Ist das richtig so, was die Leute erzählen?"

„So ist es," „wahr," „sprich du weiter, blinder Fremdling," riefen die Männer durcheinander.

Der Seekönig aber schlug mit der Hand an seine breite Schwertwaffe und sprach: „Fahre fort, Hug von Lothringen, gern horchen wir deinen Worten!"

Da erhob der Blinde seine Stimme lauter: „Wohlan denn, ein Bergland weiß ich, das wäre wert, Rolf Ringbeißers Land zu heißen. Wein reift in seinen Tälern und Korn und Früchte die Menge. Da weiden Schlachttiere genug für ein großes Volk, und zahlloses Wild wartet in den Wäldern auf Rolfs Jagdruf. Wohl schirmen starke Burgen die Täler, doch die Männer, die solchen Reichtum schützen sollen, sind keine Männer mehr, alt und schlaff sind sie geworden in langer Friedenszeit. Zahllose Mönche hausen da, die lehrten sie beten und ängstlich fromme Werke tun, Schwert und Schild aber fielen den Kraftlosen

aus den Händen, die verlernten sie nach Kriegerart zu führen. Dahin komme du, König, mit deiner Schar, dort laß dich nieder, da baue deinen Hochsitz und herrsche über Burg, Berg und Tal. Ein Kloster weiß ich in diesem Land, da liegen Schätze gehäuft, Scheffel roten Goldes, soviel du magst!"

„Das Land nenne uns!" unterbrachen die Gesellen den Blinden, der, aufgerichtet, mit einer weiten Bewegung in die Ferne zeigte.

„Schwächliche Grafen sitzen da, Greise mit zitternden Armen und Knaben, denen der Eschenspeer noch zu schwer ist. Goldene Geschmeide ruhen dort in Kisten und warten auf Frauen, die wert sind, sie zu tragen, seidene Gewänder aus India und Babylon, Goldgewebe von Miklagard."

„Was denkst du, Rolf, mein kühner Herr, von einer Fahrt nach diesen Ländern? Mich gelüstet gar sehr nach den goldbesponnenen Gewändern von Miklagard!" rief Isolde leichthin mit heller Stimme, als ob sie den König darum bitte, am anderen Tage zur Reiherbeize in den Uferwald zu reiten.

„Heil Isolde," sprach Glum Geierson, der Sänger, „höchste Zeit ist, daß wir aus diesem Sumpfnest herauskommen, faul werden wir hier, fett und ruhmlos. Güter verschwinden, Freunde sterben, selbst du, großer König, stirbst, eines aber stirbt nicht, eins aber gibt ewig Leben dem, der es erworben, und das ist der Nachruhm der Heldentaten!"

Beifallgemurmel brauste durch den Saal, Schwert klang an Schild, aber Isolde schürzte die zarte Lippe und fragte schmollend: „Nun aber, Hug von Lothringen, nenne uns das Land, denn nicht möchte ich, daß es jenseits der salzigen See irgendwo liege, nichts hasse ich mehr als die Krankheit, die mich beim Schaukeln der Schiffe befällt, nichts fürchte ich mehr als jungen Tod in nasser Woge; drum, soll es übers Meer nach Island gehen oder nach Romaburg, dann bleibt Isolde lieber zurück; nun aber, Blinder, sage uns das Land!"

„Am Rhein liegt es, am Moselfluß liegt es, wir nennen es den Eifelwald; viel Klöster sind darin, das reichste aber ist Prüm, das ihr schon einmal heimsuchtet in fröhlicher Heerfahrt. Viel gibt das Land hin für den, der zu schneller Raubfahrt hindurchbraust, mehr aber dem, der sich niederläßt und seine Zwingburg dort baut. Aber ihr kennt es doch, das Eifelgebirg, unermeßliche Beute trugt ihr fort, aufflammte der Brand in Klöstern, Kirchen und Hütten. Eia! Die Truhen der Mönche sind wieder gefüllt, in den Vorratshäusern ist Brotfrucht aufgeschichtet, die Teiche wimmeln von Fischen, und die Keller sind voll Wein. Auch Goldschätze sind wieder gesammelt, um die Kirchen prunkvoller aufzubauen. Hundert und aber Hunderte von Zinsbauern bringen den Zehnten nach Prüm. Besser wäre es, ruhmvoller König, sie legten ihre Gaben vor Rolf, dem Ringbeißer, nieder!"

Isolde hatte wieder ein lustiges Wort auf den Lippen,

aber klug schwieg sie und sah mit Stolz und Freude auf Rolf Ringbeißer, der sich mit kraftvoller Bewegung erhoben hatte.

„Gesellen," rief der Seekönig, „wahr ist es, was Glum Geierson sagt, allzusehr faulen wir hier zwischen Fluß, Wald und Sumpf. Nach Ruhm geizt meine Seele, aber auch nach ruhiger Herrschaft, weisen Gesetzen, nach Heim und Haus in mildem Lande. Müde bin ich der endlosen Kriegsfahrt, noch ein Reich will ich niederzwingen, da will ich bleiben und das schwere Werk tun, in Frieden als ein guter König zu herrschen. Und all denen, die mein Schwertarm zu Boden schlug, will ich friedliches Glück in die Hütten bringen. Wohlan, der Wein geht zur Neige, das Brot ist verzehrt, neue Beutefahrt ist nötig. Sei es diesmal die letzte, die uns in das Land des Friedens bringt, das walte Heimdall, der Odinssohn!"

Wilde, langverhaltene Freude leuchtete aus den Zügen des Hug von Lothringen, denn er sah seine Rache reifen.

Der Sänger Glum Geierson erhob seine Stimme und jubelte: „Ein Blinder wird uns führen und eine holde Frau, das mag doppeltes Glück bedeuten!"

Isolde aber huschte, ehe der König sie zurückhalten konnte, durch den schweren Teppich hinaus nach dem Frauenhause zu ihren dienenden Mägden, und während die Kämpfer im Saale im Vorgefühl eines kühnen Normannenzuges lauter Wechselrede sich hingaben, bereitete sie geschäftig eine Überraschung vor.

Gerade hatte der Blinde leise flüsternd dem hingekauerten Walko mitgeteilt, daß das Ziel der Reise erreicht sei und daß der furchtbare Keulenschlag eines Normannenzuges auf seine Feinde niedersausen werde, da ging plötzlich ein Ruf des Erstaunens durch den Saal, und dann wurde es still.

Isolde hatte den Teppich wieder zurückgeschoben und war zum Hochsitze neben den Seekönig geschritten. Aber nun war sie nicht mehr das lachende, tändelnde Mädchen, nun stand sie wie eine Streitjungfrau zur Heerfahrt gerüstet da. Eine schimmernde Brünne von schmiegsamem Silbergeflecht trug sie; unter dem bläulich dunklen Stahlhelm, den ein goldner Lindwurm mit funkelnden Edelsteinaugen krönte, quollen die braunen Haare störrisch hervor; einen kleinen, festen Speer aus unzerbrechlichem Ginsterholz schwang sie in der Rechten, während ihr linker Arm durch einen leichten, aber undurchdringlichen Lederschild gedeckt war, auf dem, durch goldene Nägel bezeichnet, ihres bretonischen Vaters Wappenzeichen, eine strahlende Sonne, zu sehen war.

Da hoben die Männer, Rolf Ringbeißer allen voran, die Waffen und begrüßten ihre Schildjungfrau. Glum Geierson ließ sich die Harfe reichen und feierte Isolde mit feurigem Gesange.

Hug von Lothringen rief, vom Hochgefühl des gelungenen Anschlages durchflutet, laut, daß er jetzt erst seine Blendung wirklich beklage, da er die Schildmaid nicht mit sehenden Augen schauen könne.

Mit einem Male war dann die zwanglose Heiterkeit der Gesellen verschwunden; ernst rückten sie zusammen, Isolde mitten unter ihnen, und beratschlagten über die Anzahl der Streiter, die mitziehen sollten, und über den Weg, den man wählen wollte. Die Hauptleute empfingen ihre Weisungen, ein Bote in das große Normannenlager bei Löwen wurde abgeschickt, damit er zum Schutze der Schiffe und zum Ersatz der Abziehenden neue Mannschaft herbeihole.

Nicht lange, so riefen gellende Heerhörner die Krieger zur Heerschau, für fünf Tage Vorräte mußte jeder bereit halten, so sollten am andern Morgen tausend Reiter ausziehen auf den Rhein zu. Später, wenn der Gegner niedergeworfen sei, sollte die ganze Schar nachkommen.

Die flimmernden Sterne des Winterhimmels und ein schmaler, im Dunststrom schwimmender Mond schauten auf das veränderte Lager. Überall brannten Fackeln; kreischend flüchtete das Volk der Händler vor der kriegerischen Bewegung, die Streitrosse scharrten und bissen in das Zaumzeug, und keiner war unter den tausend Männern, der nicht aufgejauchzt hätte im Gedanken an die winterliche Kriegsfahrt.

Am lautesten aber hätte jubeln mögen Hug von Lothringen, der Blinde, als er, von Rolf nach seiner Schlafstätte geleitet, sich nun mit Walko allein fand.

Mit beiden Händen griff er tief in die schwellenden Pelze hinein, die das Pfühl bedeckten, dann aber lachte

er so grell, daß sogar der getreue Walko zusammenfuhr, und zischte: „Nun, Abt Farabert und Burkhardt, Vogt von Prüm, und Rotmar von Mürlenbach und Waltram, schwanke Besenreiser ihr alle zusammen in meiner Hand, jetzt hütet euch, jetzt schlägt euch der Blinde kurz und klein an einem Fels, an dem ihr in Fetzen geht!"

Achtes Kapitel.

Hildegard.

Schon seit mehreren Wochen herrschte ein eintöniges Leben auf der Mürlenbacher Burg. Burkhardt, der Vogt von Prüm, hielt mit seinen zahlreichen, aber wenig tüchtigen Scharen in Sarbodesdorf und weiter talabwärts in Densborn. Waltram dagegen hatte sich, ohne mit Burkhardt lange Verhandlungen zu pflegen, in Wallersheim, einem Besitz des Grafen, zwischen Mürlenbach und Prüm gelegen, eingenistet, zwang den Bauern einen hohen Zins ab, vollbrachte allerhand Gewalttat und nötigte durch kühne Züge gegen Mürlenbach die Besatzung zu großer Vorsicht.

Die Mönche von Prüm aber, die sich auf seine Beihilfe bei der Niederwerfung Rotmars angewiesen sahen, drückten wegen der Vertreibung Gibbichs ein Auge zu, ließen sich auch die eine oder andere Räuberei gegen ihre

eigenen Leute gefallen und hofften nach der Zerstörung der Mürlenbacher Burg auch mit ihrem ungefügigen Vasallen Waltram abrechnen zu können.

Weil aber zu jeder Stunde ein Angriff des Gegners erfolgen konnte, mußte Rotmar seine Männer möglichst in der Burg halten und konnte nur kleine Streifereien zum Schutze der nächsten Dörfer gestatten. Wirklich für seine Bauern einzutreten, das war ihm dadurch, daß er zwischen drei Feuern saß, unmöglich gemacht. Die Menge der Burgleute zehrte auch bedenklich an den Vorräten, die Kost begann schon knapp zu werden, das Bier war aufgebraucht, und an Stelle eines ganzen Kruges Wein gab es nur einen halben; aber auch in die Krippen der Streitrosse konnte nicht mehr soviel Futter wie vorher geschüttet werden.

Viele von den Bauern aus den nächsten Niederlassungen hatten, um der drohenden Brandschatzung durch Waltram zu entgehen, ihre Stalltiere und den anderen Besitz in die Wälder geflüchtet und führten mit ihren Angehörigen draußen bei den Lagern der Roß- und Schweinehirten im wilden Forst ein unstetes Leben. Da sah man an manchen Stellen des Salm- und Kyllwaldes Rauch von Lagerfeuern aufsteigen, wo sonst nur die schwarzen Keiler sich sielten und der Wolf streifte.

Wohl suchte Rotmar, durch seinen fröhlichen, alten Waffenmeister unterstützt, täglich neue Arbeiten zu erfinden für seine der Ruhe ungewohnten Kriegsleute. So wurde

durch rohes, ungefüges Mauerwerk der Wall an der Bergseite verstärkt, während die drei anderen Seiten, die durch den steil abfallenden Fels, auf dem sie standen, genügend geschützt schienen, nicht beachtet wurden. Auch hielt man allerhand Werkzeug bereit, um einem Sturm entgegen zu arbeiten: Stangen mit eisernen Widerhaken, um Leitern, die an den Wall gelegt würden, zurückzustoßen, und breite, plattenförmige Schilde, die einen ganzen Mann deckten. Auch die beiden Wurfmaschinen wurden hervorgesucht, um brennende Reisigbündel und Steine in die Vorrichtungen der Stürmenden zu schleudern. Pfeile wurden mit harzgetränktem Werg umwickelt, damit sie als Brandpfeile dienen könnten.

Manch ein unwilliges Murren wurde bei den Burgmannen laut, wenn sie mit einer Last Steine, die sie zur Verteidigung oben auf die Mauergalerie an der Bergseite trugen, an der dicken, roten Steinsäule sich vorbeidrücken mußten, die dort an den Zinnen mitten im Wege stand. Eine alte Sage erzählte, daß Karl der Große einmal, todmüde von einem Jagdzuge auf Burg Mürlenbach einkehrend, vom Burgherrn, seinem Vetter, wegen seiner Erschöpfung verspottet worden sei. Da habe der große Karl, um zu beweisen, daß er noch rüstig sei, diese Säule, die noch von Römerzeiten her im Hofe lag, ergriffen und nach oben getragen. Kein anderer hatte sie von der Stelle rühren, geschweige denn fortschleppen können; so stand sie noch damals auf dem Mauergange. Etmar, der Vater, Rotmar

selbst und Isenbrandt hatten sich oft an der wuchtigen Last vergeblich versucht, aber der richtige Nachfolger des starken Kaisers hatte sich noch nicht gefunden; wohl aber zerspellte manch Schimpfwort an dem störenden Stein.

In den Tauwind war schon vor einer Woche wieder Schnee gefallen, nur wenig davon war, halb geschmolzen, liegen geblieben, dann aber hatte wieder ein klares Frostwetter begonnen.

An der Zinne des Hauptturms hatte sich Dankwart, der Wächter, einen niedrigen Unterschlupf von Holz und Reisigbündeln gebaut; fast Tag und Nacht wanderte er dort auf und ab und hielt auf die Burg und ihre Umgebung ein wachsames Auge. Schon mehrmals in den letzten Tagen hatte sein Horn den Warnruf über die Burg erschallen lassen, wenn sich oben auf dem Hardtberg ein verdächtiges Waffenblitzen zeigte oder am Waldrand, dem Berge gegenüber, Männer aufzutauchen schienen. Mit ein paar Sprüngen die steile Holztreppe hinauf war dann Rotmar, der in der obersten Turmstube wohnte, bei ihm und musterte die Gefahr.

So hielt auch heute wieder Dankwart sorgfältige Umschau, während im Gemach darunter der junge Graf saß, den Kopf auf die Hand gestützt, traurig vor sich hersinnend. Er dachte an manchen schönen Tag der Gastfreundschaft, die er im Kloster Prüm genossen hatte, an manche fröhliche Jagd mit Burkhardt zusammen; er dachte daran, wie er sich auf Waltrams drängenden Rat so schnell entschlossen,

ohne weiteres die vom König ihm geschenkten Güter dem Kloster wegzunehmen, alles das ging ihm durch den Kopf, aber immer wieder blieben seine Gedanken bei Hildegard. Aus einem Ledertäschchen zog er die beiden Teile des Ringes hervor, paßte sie aneinander und sann, warum das alles so gekommen sei.

Da störten ihn zwei schnelle Hornstöße Dankwarts aus seinen Betrachtungen auf.

Noch ehe er oben war, rief der Wächter ihm atemlos entgegen: „Eine Frau hält vor dem Tore, ganz allein auf einem Zelter."

Einen Blick warf Rotmar hinunter, die Gestalt auf dem Rosse war vermummt, aber das Roß erkannte er, das war Hildegards Pferd. Mit großen Sprüngen eilte er die Holz- und Wendeltreppe hinunter, nicht schnell genug öffneten die Mannen ihm die schweren, knirschenden Torflügel, er eilte, als sie endlich offen standen, der einsamen Reiterin entgegen, ein Knecht nahm die Zügel des Pferdes, Hildegard sprang ab, und nun standen sich die beiden wortlos gegenüber.

Lange blieben ihre beiden Hände verschlungen, dann sprach Rotmar leise: „Hildegard!"

Mit Mühe nur brachte er den Namen über die Lippen. Da aber löste sich des Grafen Zunge, und er fuhr atemlos schnell fort: „Hildegard, namenlos Leid hast du mir bereitet mit dem Geschenke, das du mir durch den Blinden schicktest!"

„Wie konnte ich dir Leid bereiten, Rotmar, da ich dem Blinden, den Hug von Lothringen meinst du wohl, kein Geschenk mitgab? Eins habe ich dir geschenkt, und das ist mein Herz in dieser schweren Zeit, und das wirst du wohl nicht verachten."

„Aber hier," rief Rotmar dazwischen und riß die Ledertasche mit dem zerbrochenen Kleinod hervor.

„Das ist ja mein Ring," rief Hildegard, „wer hat es gewagt, ihn zu zerbrechen?"

„Zerbrochen brachte ihn Hug der Blinde als einen letzten Gruß von dir."

Da sprühte der helle Zorn aus Hildegards Augen, und sie schrie fast: „So ist Hug ein Ehrloser und Lügner, listig hat er mir den Ring gestohlen und lügnerische Botschaft dazu gesagt. Wie könnt ich an den Ring rühren, den Rotmar mir gab?"

Und dann erzählte sie mit schnellen Worten ihre Begegnung mit dem Blinden am Heiligenstein. Als Rotmar aber das Anerbieten des Prümer Gesandten, Hilfe zu holen, und seine seltsame Flucht von Mürlenbach berichtete, unterbrach ihn Hildegard: „Und seit jenen Tagen, Rotmar, so hörte ich gestern von den Mönchen, ist Hug verschollen, und kein Mensch weiß, wohin er sich gewandt hat; wenn er nur nicht schreckliche Kriegsnot auf uns alle herabzieht, auf dich, das Kloster und uns. Daß er etwa zum Grafen im Hennegau geht oder sonst zu einem Großen, der uns überrumpelt. Nicht umsonst hat Gibbich, der fromme Seher, Unheil verkündet."

Und nun sprach, während Rotmar betroffen ihren Worten nachsann, mit Tränen in den Augen Hildegard von der Vertreibung Gibbichs durch Waltram, von der Nachgiebigkeit der Mönche und von der unausgesprochenen, heimlich glimmenden Feindschaft zwischen ihrem Vater und dem wilden Bundesgenossen der Mönche.

Rotmar, der sich währenddessen in stummer Freude in ihren Anblick versenkt hatte, sagte unvermittelt: „Wie blaß du aussiehst, wie müd deine Augen, wie bange dein Mund. Aber nun mag kommen, was will, da ich weiß, daß du mein bist, wird meine Burg unbezwinglich sein und ..."

Da unterbrach ihn plötzlich Hildegard: „Nicht kam ich her, um holden Gruß mit dir zu tauschen, das sei besseren Tagen aufgespart, auf die ich hoffe; ich kam, um dich zu warnen. Ich habe eine dienende Magd, die kennt einen von Waltrams Leuten. Heute nacht, ehe der Mond aufgeht, will Waltram deine Burg stürmen."

„Wachen stehen Tag und Nacht, uns überfällt keiner im Schlaf," sagte Rotmar lächelnd.

„Nein, nein, an der Talseite liegt in der Mauer eine kleine Tür, nicht viel breiter, als ein Mann spannen kann mit den Armen; stehen auch Wachen an dieser Tür?"

„Wohl achtet ein Mann oben auf die Mauer, an der Tür aber steht keine Wache. Mächtige Eichenbohlen bilden sie, mit handdickem Eisen beschlagen, dabei aber geht der Fels senkrecht in die Tiefe. Wozu täte dort eine Wache gut?"

„Es führt ein Pfad im Felsgebüsch hinauf, Rotmar, an einer hohlen Weide mündet er unten ins Tal."

Da horchte Rotmar erbleichend auf, während er hastig Hildegards Hand wieder ergriff: „Sprich weiter, Hildegard, nur wenige kennen diesen Pfad."

„Dies kleine Tor aber hat, so erfuhr ich, Waltram, da er auf Mürlenbach weilte, in den Angeln gelöst; ein leiser Druck genügt, und es schiebt sich beiseite. Da wollen eindringen heute nacht, ehe der Mond scheint, Waltram und die Seinen, nichts weiß Burkhardt, mein Vater, von diesem Sturm; hätte ich ihm Kunde gegeben, dann hätte ich die Nachricht nicht bringen können. Nun sei auf der Hut!"

Mit lauter Stimme rief Rotmar den alten Waffenmeister; Isenbrandt erschien, begrüßte Hildegard ehrerbietig, empfing geflüsterte Weisung und wandte sich schnell mit einigen Knechten auf den gefährdeten Wall zu.

Unterdessen aber war Hildegard schon wieder zu ihrem Zelter geschritten, hatte sich leicht hinaufgeschwungen, und ehe Rotmar ein Wort des Abschieds finden konnte, war sie mit dem Rufe: „Fahr wohl, Rotmar, bis zu einem glücklicheren Tag!" über die dumpftönenden Bohlen der Brücke davongesprengt.

Aber dem Grafen blieb nicht Zeit, lange über das Verschwinden Hildegards und all das, was die letzte Viertelstunde ihm Gutes und Schlimmes gebracht hatte, nachzusinnen; schon kam Isenbrandt herbeigelaufen, ein derber Fluch stob aus seinem Munde: „Wahrhaftig, die Ausfall-

türe war in den Angeln gelöst, ein Kind hätte sie umstürzen können, ich will Steine dagegen schütten lassen, auf daß Waltram vergeblich ..."

„Das mit nichten, laß es, wie es ist, das Tor, in den engen Gang soll er kommen, nichts ahnend, da will ich ihn bestehen, den Meineidigen!" rief Rotmar.

Es war diese Türe vor Jahren einmal in die Mauer gebrochen worden, als der Burgbrunnen eine Zeitlang versiegte und der Umweg zum großen Tor über die Zugbrücke zu umständlich schien für die Knechte, die dreimal den Tag unten am Kyllflüßchen Wasser holen mußten. Damals hatte auch Etmar, der Vater des jetzigen Grafen, einen Pfad bahnen lassen, damit die Wasserträger ungefährdet über den Fels hinabsteigen konnten. Wohl war später, als der trockne Sommer vorbei war und der Brunnen sich wieder füllte, dafür Sorge getragen worden, daß der Abstieg vor den Augen der Burgleute zerstört und die kleine Tür vernagelt wurde. Daß der Pfad doch nicht ganz unwegsam gemacht, sondern daß es bei der Möglichkeit, daß die Wassernot sich noch einmal einstellen könnte, nur oberflächlich und auf kurze Strecken geschah, das wußten nur wenige auf der Burg. Daß aber Waltram diesen Aufstieg hatte erspähen können, daran hatte Rotmar niemals gedacht.

Der Abend dunkelte, kein Feuer in den Bergen, kein Lärm ließ ahnen, daß etwas gegen die Burg im Gange sei.

Der Abendbrei war gelöffelt, flüsternd unterhielten

sich die Dienstmannen, ehe sie die ihnen von Isenbrandt angewiesene Stellung aufsuchten, über den Anschlag, von dem sie nur Ungewisses erfahren hatten.

Ortrud, die Schaffnerin, horchte auf, und als sie hörte, daß Waltram, der in so aufdringlicher Weise damals, als der Graf in Neroth war, die Burg durchschnüffelt hatte, durch das kleine Tor eindringen wolle, schimpfte sie halblaut vor sich hin, und statt wie sonst die Reste der Abendsuppe für das Vieh in den Zuber zu gießen, setzte sie den zusammengeschütteten Sud wieder auf die Flammen und schürte sie mächtig.

Isenbrandt schaute in die Küche. „Welch ein Glück," sagte die Schaffnerin zu ihm, „daß Ortrud damals Dankwart bestimmte, nur Waltram selbst und drei Kriegsleute herein zu lassen in die Burg; wären die andern dreißig mit eingedrungen, dann säß jetzt hier Waltram im Grafenschloß, dann hätte er schon damals uns niedergemacht."

„Ja, wenn wir Ortrud nicht hätten," lachte der Waffenmeister, „aber für wen kochst du denn den brodelnden Brei dort?"

Da glitt die weidliche Köchin wie eine Maus auf den Alten zu, zupfte ihn am Bart, daß er schmunzelte, und sagte geheimnisvoll: „Das geht alte, vorwitzige Topfgucker gar nichts an!"

Laut klang noch Isenbrandts breites, gutmütiges Lachen, als er schon über den Burghof nach der Bergseite ging, sich davon zu überzeugen, daß alle auf dem Posten seien.

Dankwart, in der Dunkelheit, die nun herrschte, oben auf dem Turm überflüssig, hielt mit einigen Kämpfern am großen Haupttor, leise schritten die Männer hin und her auf der Galerie und richteten ihre Aufmerksamkeit gespannt auf das Feld und den Buschrand jenseits des Grabens.

Zu der kleinen Türe führte vom Burghof her ein schmaler Weg zwischen zwei Scheunen; allerhand Gerümpel, zerbrochene Pflüge, zerrissenes Geschirr der Zugtiere und Bündel Brennholz waren in diesem Gange aufgestapelt gewesen, als Isenbrandt vor einer Stunde hinkam. Nun war alles fortgeschafft, und Rotmar mit den besten seiner Streiter hielt in dem Engpaß, Waltram gebührend zu empfangen.

Oben hinter dem Walle an der Talseite hatten sich die Pfeilschützen versteckt, die sollten die Nachdrängenden mit einem Pfeilhagel überschütten und sie derart abhalten, ihrem in dem Engpaß hinter der Pforte eingeklemmten Führer beizustehen.

Endlos dehnte sich eine Stunde nach der anderen, vom Gemäuer des Turmes tönte hin und wieder das unheimliche Schnarchen eines Kauzes, selten schlug im Dorfe Mürlenbach unten ein Hofhund an, die meisten waren wohl ihren Herren in den wilden Wald gefolgt. Langsam bezog sich der Himmel mit Wolken, ein Stern nach dem andern verlöschte hinter der dunklen, schweren Wand.

Zweifel schlichen sich in die Seele Rotmars. Hatte

ihn Hildegard getäuscht? Nie können solche Augen lügen, sagte er zu sich, er faßte das Schwert fester und spannte den Arm, er dachte daran, daß er Hildegards Liebe habe, nie verloren habe, und sehnte sich danach, in einem heißen Zweikampf die Freude seines Herzens auszuströmen.

Aber wieder kamen Zweifel. Hatte die Magd vielleicht ihre Herrin getäuscht, absichtlich getäuscht, und drohte vielleicht ein Überfall ganz anderer Art und von anderer Seite der Burg?

Aber die Nägel und Angeln der Pforte waren doch wirklich gelöst. Da riß den Grafen ein leises, schlürfendes Geräusch draußen aus seinen Betrachtungen; herzklopfend horchte er, nun wurde vorsichtig an der Tür geschoben und gehoben, und im dichten Zwielicht konnte man nun erkennen, wie sich mehrere Gestalten hereindrückten.

Als einige eingelassen waren, erhob plötzlich Isenbrandt seinen gellenden Ruf: „Feindio!"

Und Rotmar schrie: „Nun steh, Waltram, du räudiger Hund, daß wir uns messen im Zweikampf!"

Aber mit unterdrücktem Knirschen nur antworteten die Eindringlinge, dem zuletzt Hineingekommenen aber entglitt die Türe und fiel quer vor den Ausgang, nur einen schmalen Spalt freilassend, durch den nur immer einer hinauskonnte. Keiner von den Feinden stellte sich mit der Waffe den Burgleuten entgegen, die Schilde auf den Rücken geworfen, stießen Waltram und seine Begleiter einander mit Fäusten, um den Ausgang zu gewinnen. In

den Knäuel der stumm Flüchtenden hieben die Schwerter der Burgmannen ein.

Nun flammten aber auch oben schon Fackeln auf, und Pfeile schwirrten in die Schar der Angreifer, die in langer Reihe den beschwerlichen, engen Pfad hinaufgestiegen waren, jetzt aber durch die plötzliche Flucht der schon Eingedrungenen und das Licht verwirrt, kriechend und springend das Tal zu gewinnen suchten.

Kaum hatte sich der Waffenlärm erhoben, da huschte Ortrud auf den Wall, der große Eimer mit kochender Brühe schwankte in ihrer Hand. „Platz, Männer, Platz!" rief sie, dann schüttete sie den siedenden Inhalt sachverständig auf den Feind, verworrenes Gebrüll antwortete, im schwanken Schein der Fackeln aber erkannte man Waltram, der das zähe, glühende Naß sich von Händen, Armen und Rücken abzustreifen suchte. Auf allen Vieren kroch er abwärts, von Schmerz fast betäubt, gellend aber kreischte er: „Das vergeß ich euch nicht, das werdet ihr büßen!"

Nun kamen auch Männer mit brennenden Kienspänen in den Engpaß zwischen den Scheunen, da lagen drei Knechte Waltrams, zwei waren still schon, der dritte röchelte noch und streckte sich dann auch; in breiten Wunden stand das Blut, die gebrochenen Augen der wilden Gesellen schienen wie erstaunt in das Licht zu starren.

Da warfen die Burgleute die drei Toten den Geflüchteten nach, man hörte, wie die Körper dumpf von Klippe zu Klippe fielen.

In der Burg aber herrschte große Freude über den mißlungenen Angriff; ernst stand Rotmar im Hofe, er fühlte, daß sein Leben und das aller Burgbewohner in Hildegards Hand gewesen, Sorge ergriff ihn jetzt, ob sie auch heil heimgekommen sei. Um seiner Unruhe Herr zu werden, ging er zu den Wachen und überzeugte sich, daß keiner an seiner Stelle fehle.

Isenbrandt aber schritt in die Küche, gab Ortrud die Hand und sagte: „Das hast du gut gemacht, ehrwürdige Schaffnerin, darüber will ich dir den Topfgucker nicht verargen. Wie aber, wenn ich in der Dunkelheit dem Feinde nachgedrungen wäre und ich hätte die Brühe auf den Kopf bekommen?"

„Dann wäre dir ganz recht geschehen, was brauchtest du auch deine vorwitzige Nase zur Tür hinauszustecken? Aber so ist es doch besser," lachte sie, „sei nicht unlustig, alter Schlecker, komm her, hier hast du einen Krug Würzwein, das ist dafür, daß du so anmutig ‚Feindio!' geschrien hast, als Waltram in der Falle saß!"

Neuntes Kapitel.

Gibbich auf der Wacht.

Als Gibbich seine zerstörte Klause verließ, schritt er eine Zeitlang wie betäubt durch den wilden Tann.

Er kämpfte mit seinem Zorn, er ballte die Faust, wenn er an Waltram dachte, der ihm die ärmliche Hütte nicht gegönnt hatte und das Heiligtum über der Quelle. Aber er besiegte seinen Unmut; wie ein Krieger seinen Feind niederwirft, so hielt er den unwürdigen Haß unter dem zögernden Schritt seiner eisenbeschlagenen, schweren Sandale.

Aber noch immer ging er weglos weiter, da flogen die beiden Raben auf seine Schulter, der eine rechts, der andere links, und schlugen mit den Flügeln.

Da schaute Gibbich auf: „Was willst du, flatterndes Geflügel? Ich weiß es schon: Gibbich soll auf den Weg achten, der alte Einsiedler soll nicht wie ein träumender Knabe durch den Wald laufen!"

So stand denn der Alte still.

„Wohin aber, du Vertriebener, willst du wandern? In fremdes Land nicht, denn du liebst den Wald hier und Berg, Kluft und Moor in der Heimat; nur hier fühlst du, was dir Heil bringt, Gottes Nähe! Und hier nur wartet auf dich dein Werk!"

Und plötzlich, als wenn die Erinnerung an sein Werk den Einsiedler ganz ergriffen hätte, warf er sich auf die Knie ins feuchte Moos und betete: „Hör auf meine Stimme, hoher Himmelsherr! Du gabst mir Gesichte zu sehen, davon ich wußte, daß diesem Volke hier dräuende Not drohe. Ich bin hingegangen und habe deine Warnung den Menschen gesagt, aber keiner hat mich verstanden! Ich weiß, daß du nicht lügst, ich weiß, es wird das Wetter hereinbrechen. Aber woher? Wann fährt der Antichrist daher? Wer soll es mir sagen, wenn du schweigst? Sieh her auf mich, ich warte, daß du mir deinen Willen sagst und deine Weisheit verkündest, damit ich warnen und helfen kann. Hier will ich knien und nicht weichen, bis du mich erhört hast, ewiger Vater, der du über Weltbrand und Götterdämmerung thronest ewiglich!"

So betete der Greis und kniete lange, aber keine Stimme sprach zu ihm, keine Erleuchtung erfüllte ihn, wie dunkle Schatten wogten seine Gedanken; tiefe, unermeßliche Trauer und Bangigkeit ergriff ihn.

„Du schweigst, herrschender Himmelskönig, nicht gut genug bin ich deiner Gnade. Du hast mich einmal deiner

Offenbarung gewürdigt, nun aber verwirfst du mich. Wo soll ich mich bergen, wenn du mich verlässest? Wo soll ich hingehen, wenn ich weiß, du leitest mich nicht mehr? Wen soll ich suchen, wenn ich dich nicht mehr finden kann?"

Und der harte Einsiedler, der tausend einsame Nächte furchtlos durchlebt und tausend schwere Tage leicht getragen hatte, erbebte unter dem Gefühle, von Gott verlassen zu sein, so sehr, daß er sich weinend und ganz erschöpft ins Moos warf; wie eine besinnungslose Ohnmacht überfiel es ihn. Und während der Tausturm über ihn herbrauste und lose Tannenzweiglein und Schmelztropfen auf ihn schüttete, lag er in einem festen Schlafe.

Als das eine Weile gedauert hatte, flogen die Raben zu ihm hinunter, ängstlich hüpften sie über die Waldbodendecke, endlich wagte es einer der treuen, schwarzen Gesellen, ihn mit dem Schnabel in den Finger der Rechten zu zwicken.

Da schlug Gibbich das Auge auf und lachte leise vor sich hin. Er hatte, da er im tiefen Schlummer lag, einen Berg gesehen, dessen breite, an einer Seite schroff abstürzende Form ihm bekannt war, es war der Aremberg, und er hatte eine gewaltige, hinweisende Hand gesehen, die hatte auf den Berg mit einer befehlenden Gebärde gezeigt, und dazu war eine Stimme erklungen, die sprach: Dort wandle hin und warte auf dein Werk!

Darum blickte auch das Auge des Einsiedlers jetzt fröhlich, er wußte, daß der Himmelskönig ihn nicht ver-

worfen hatte, sondern ihm Weg und Weisung gab. Und er warf sich auf die Knie und sprach aus fröhlichem, dankbarem Herzen ein Dankgebet.

Dann aber ergriff er seinen Speer und zog aus nach dem verheißenen Berge, um dort zu warten, auf daß er seinem Volke Gutes erweisen könne.

Als er endlich nach langer, beschwerlicher Wanderung die Kuppe des Aremberges in der Ferne vor sich sah, da erhob er seine Stimme zu einem lauten Lobgesange: „Du sollst mir eine Warte sein, um in der Ferne zu erspähen der Feinde Kriegsmacht. Wüst liegst du und voll Wildnis und Wald, ich aber will auf dir schreiten wie in einer Burg, ohne Bangen, auf dir wohnen will ich, bis meine Stunde kommt; nach Ost und West, nach Süd und Nord will ich schauen, bis ich die Scharen der Feinde finde, kein Schnee, kein Frost soll mich schrecken, bis sich Gottes Weisung wahrhaftig erfüllt hat!"

Als er aber nach einer Tageswanderung am Fuße des Berges ankam, da traf er dort die Hütte eines Roßhirten, der in der kargen Höhe seine Herde hütete. Zu dem trat er ein, ließ sich um Gottes willen Brot und Wasser reichen und die Pfade des Berges beschreiben.

Als aber die beiden Raben hereinflogen und sich auf seine Schulter setzten, da stieß der Bauer sein Weib an, zeigte auf das fehlende Auge, auf die Raben, auf den Speer und den grauen Mantel, dann aber zog er sich scheu in den äußersten Winkel des Gemaches zurück, und

sein Weib stellte sich hinter ihn, beide aber schlugen die Augen nieder.

Da fragte Gibbich, was sie schafften und ob sie ihn, den heimatlosen Wanderer, fürchteten.

„Ein Wanderer bist du wohl, gewaltiger als alle, ein Heimatloser bist du auch, denn der Christengott, den sie jetzt lehren, hat dich vertrieben; einsam schreitest du auf Berghöhen und in den Klüften der Einöde, Wotan bist du, der Göttervater, sei gnädig unserer Arbeit, sei gnädig unserer Hütte!"

Da lächelte der Einsiedler milde: „Wotan wandert nicht mehr, Wotan ist zu Ruhe gegangen in den Wäldern; aber seine Treue lebt noch, die wandert unsterblich in euch, in mir und in allen guten Menschen. Wer die Treue hat und wohltut, wo er kann, dem ist der Himmelsherr gnädig, dem segnet er die Hütte!"

Dann aber bat er den Hirten, ihn auf den Gipfel des Berges zu begleiten, mit scheuen, ehrfurchtsvollen Blicken tat es der Mann; auf den Wunsch des Alten nahm er eine Axt und Baststreifen mit.

Da suchten die beiden die höchste Eiche, die uralt über alle anderen hinausschaute; darein ließ sich Gibbich Stufen bauen, bis er im breiten Aste sitzen und alles Land überwachen konnte, rüstig half der Alte selbst bei dem Werke.

Unterdessen war auch der Roßhirt gesprächig geworden und erzählte dem Einäugigen flüsternd, daß er und seine

Genossen noch manchesmal zur Sonnenwende zum Opferstein auf den hohen Achtberg gingen, ein Roß zu schlachten und das Opferbier zu trinken.

„Du aber, getreuer, alter Wanderer, wirst mich den Mönchen nicht verraten, das weiß ich!“ schloß er mit einem bedeutsamen Blicke.

Dann versprach er dem Alten, den er nicht nach der Absicht seiner seltsamen Wache zu fragen wagte, jeden Tag Speise und Trank hinauf zu tragen, und verließ ihn.

So war Gibbich, der Seher Gottes, allein hoch oben auf dem krausen, kalten Gipfel des Berges und wartete in tiefem Gottvertrauen darauf, daß der Himmelsherr sein Werk ihn vollenden lassen werde.

Der Tauwind erstarrte, Schnee kam wieder, so daß die beiden Raben sich in einen hohlen Baum flüchteten. Frost erhob sich, Gibbich der Alte aber wartete und wartete. Er spähte nach Ost, West, Nord und Süd, ob er einen Feuerschein oder sonst ein Zeichen sehe.

Er schickte seine Raben in die Luft, damit sie, die oben weiter schauen konnten als er, für ihn wachen sollten, er mied den Schlaf und fühlte am Druck, der auf seiner Seele lastete, daß etwas Furchtbares heranstürme.

Es wurde Tag und wieder Nacht, und Tag und wieder Nacht, aber kein Kleinmut befiel ihn, er wartete auf seine Erfüllung.

Zehntes Kapitel.

Die Belagerung.

Hildegards Ritt nach Mürlenbach war sogar ihrem eigenen Vater verborgen geblieben, wie auch von Waltrams Mißerfolg nur Andeutungen bei dem Prümer Aufgebot bekannt wurden. Am folgenden Sonntag aber nach dem hohen Amte in der Klosterkirche bat die Tochter Burkhardts auf den Knien den Abt Farabert, daß er von der Fehde gegen Rotmar ablasse.

Der greise Priester hob sie wohl gütig auf, schüttelte aber zugleich das Haupt und sprach: „Siehe, meine Tochter, wenn wir nun dem Grafen von Mürlenbach nachgeben würden in seiner lästerlichen Absicht, so käme jeder der Burgherren, die um uns her wohnen, und nähme sich ein Stück von unserm Gut, arm würden wir werden wie Hiob, da er von allen verlassen war, wir hätten kein Wachs zu den Kerzen, keine Seide zu den Messegewändern, kein Brot,

um die Hungrigen zu stärken, kein Leinen, um sie zu kleiden. Unsere Kirche würde zu Schutt werden, in unserm Kapitelsaal würden die Raubvögel wohnen. Wir haben doch nicht begonnen mit der Fehde!"

Aber Hildegard ließ nicht nach mit Bitten, bis Farabert ihr versprach, gen Birresborn zu fahren und mit ihrem Vater, dem von Vianden und Waltram Rates zu pflegen, ob man den Streit nicht doch noch gütlich beenden könne.

„Ich aber zweifle daran," schloß Farabert, „denn ist nicht unser Bote verschwunden seit jenem Tage, da er auszog nach Mürlenbach?"

„Euer Bote war Hug von Lothringen, er wird die Gelegenheit benutzt haben, um zu flüchten; wer weiß, welche Absichten seine gefurchte Stirn birgt!"

„Auch das haben wir erwogen, aber weshalb soll er nicht früher schon geflohen sein, da wir ihn doch mehrmals schon nach Sarbodesdorf schickten mit Botschaften?"

Da schwieg Hildegard und ging, nachdem sie den Segen empfangen hatte.

Nun saß sie wieder in ihrem Frauenhause in Sarbodesdorf, spann und webte, stand tätig der Hauswirtschaft vor, wenn aber ihr Vater kam, war sie ihm wohl gehorsam, aber auch scheu und schweigsam. So ging ein Tag nach dem anderen, ihre Liebe zu Rotmar verbarg sie und hoffte auf eine gute Wendung des Schicksals.

In der Halle des Klostermeiers von Birresborn saßen auf den Bänken Burkhardt von Sarbodesdorf, Waltram von Bettingen und der von Vianden, der die Prümer in Densborn führte.

Farabert hatte noch einmal einen Versöhnungsversuch vorgeschlagen, der Viandener stimmte ihm bei, denn er dachte daran, daß die Kräfte seiner Leute jetzt bei der Rodung besser zu gebrauchen wären als in diesem Kriegszuge.

Burkhardt schwieg, der stille Widerstand seiner Tochter hatte auch ihn schwankend gemacht.

Da fuhr Waltram auf: „Ehedenn Rotmar wieder in Gnaden aufgenommen wird, gehe ich lieber mit den Meinen weg, und der Eid eines Vasallen, den ich dem Kloster geleistet habe, ist hinfällig und nicht gesprochen! Ich weiß wohl, Abt Farabert, was du möchtest, Waltram scheint dir gefährlicher als Rotmar; nun wohl, versuche es, ob du allein zuwege kommst, Bettingen und Kastellum magst du dir bei Waltram holen kommen!“

Waltram war aufgesprungen, die beiden anderen Ritter desgleichen, Farabert aber sprach milde zum Frieden, und schließlich schloß sich auch der von Vianden seinen Worten an.

Wie zwei Feinde fast standen Burkhardt und Waltram einander gegenüber.

„Statt, daß euer Vogt Burkhardt unsere Sache fördert, hält er sich zurück und schädigt die Bundesgenossen. Er

kann nicht vergessen, daß Rotmar von Mürlenbach einmal sein Eidam war," rief Waltram höhnisch.

Ängstlich schwankte Farabert, er fürchtete sich vor Waltram, er fürchtete aber auch, Burkhardt, seinen getreuen Vogt, zu verletzen.

Er seufzte und sah keinen Ausweg.

Stumm auf ihr Schwert gestützt, saßen nun die drei Ritter und blickten finster vor sich hin. Da kam ein Knecht hereingestürmt und rief: „Isenbrandt, des Mürlenbachers Waffenmeister, ist ausgebrochen, zwei Wagen hat er unseren Mannen bei Densborn weggenommen, sechs Knechte erschlagen und Vieh fortgetrieben; nun ist er heil und ohne Verlust mit der Beute wieder in die Burg gezogen!"

„Wer jetzt noch schwankt und Verträge sucht mit Rotmar von Mürlenbach, ist ein Feigling!" schrie der von Vianden, während auch Burkhardt seinen Schild aufnahm; so schieden die vier Männer, der Abt und die drei mächtigen Vasallen. Waltram und die andern beiden, ohne gute Worte miteinander geredet zu haben, ohne Handschlag, im Zorn. Nur das eine war vorher beschlossen worden: ganz enge die Burg einzuschließen, Burkhardt vom oberen Tal her, der Viandener von der unteren Seite, Waltram aber sollte den Berghang, dem Haupttor gegenüber, besetzt halten.

So schloß sich der Ring zusammen, und die Not begann auf der Burg umzugehen. Eine Woche schlich nach der anderen hin, die Vorräte, welche Isenbrandts kühner Handstreich den Prümer Knechten entrissen hatte, waren schon aufgezehrt, es verschwand ein Streitroß nach dem anderen. Die Hütten der Hörigen, die unten im Tal an den Bergfels angelehnt waren, lagen voll bewaffneter Feinde.

Wohl versuchte Isenbrandt noch einmal, in der Nacht Waltrams Lager, das dem Wall gegenüber im Walde angelegt war, zu überfallen; aber gute Wachen hatte Waltram ausgestellt, und so mußte die Schar, als auch im Tal der Feind sich regte, in die Burg zurück flüchten, um nicht, wenn mehr Männer sie verfolgten, bei dem Rückzug zugleich auch dem Gegner Einlaß in die Burg zu geben.

Dankwart schien keinen Schlaf mehr zu bedürfen, unermüdlich wartete er seines Amtes als Torwächter, oft rief sein Horn mitten in der Nacht, wenn er eine gefährliche Bewegung beim Prümer Aufgebot bemerkte oder ein Brandpfeil ins Holz der Mauerbekrönung fuhr.

Dann hob auch Rotmar die heißen Augen und starrte auf die Wachtfeuer, die in einem Kranze seine Feste rund umgaben, er schaute zu, wie die Seinen die kleinen Brände, die von den Pfeilen entstanden, löschten, aber gar sehr unmutig war er. Er fühlte, wie seine Leute ihn mit stillem Vorwurf ansahen, wie sie unter dem Mangel

litten, wie sie, die ein halbes Jahr lang auf der Kriegsfahrt nach Niederland gewesen waren, nun ihre Kraft zerbröckeln sahen bei dem wochenlangen Aushalten auf der Hungerburg.

Acht Knechte, es waren allerdings nicht die besten, hatten sich eines Morgens nicht mehr eingefunden, als die schmale Frühsuppe verteilt wurde. Wohl ballte sich die Faust der andern, sie fluchten den flüchtigen Überläufern, aber besser, sie hatten die Burg verlassen, als daß sie dem Feinde Einlaß gegeben hätten.

Da rief Rotmar eines Abends Isenbrandt zu sich auf die Turmstube.

„Wie lange reicht es noch, Isenbrandt," fragte er.

„So lange," antwortete der Waffenmeister mit grimmigem Lachen, „bis wir den Prümern wieder einen Wagen abnehmen!"

„Sage es gerade heraus, Isenbrandt!"

„Nun, ich denke, bis übermorgen reicht es noch."

„Und dann?" fragte der Burgherr tonlos.

„Dann kochen wir's Stroh vom Dach oder den Schimmel, der in den leeren Fässern wächst."

Unwillig schüttelte Rotmar den Kopf: „Ich heische Klugheit von dir, und du kommst in der Narrenkappe!"

„Wohlan, Graf von Mürlenbach, ich will den Eisenhut aufstülpen, wir wollen ausfallen, was kann's helfen!"

„Ich wartete darauf, daß du es sagtest, Isenbrandt,

heute und morgen wollen wir verzehren, was wir haben, übermorgen aber ausfallen ... oder in der Nacht!"

Und die beiden kamen überein, daß die ganze Mannschaft, abgesehen von einer kärglichen Besatzung, in der nächstnächsten Nacht ausbrechen solle, um dem Gegner möglichsten Schaden zu tun.

„Gelingt es," sagte Isenbrandt, „so kehren wir wieder nach Mürlenbach zurück; gelingt es aber nicht, geht es zur Jagd in den Salmwald und weiter bis an den Rhein."

„Ich flüchte nicht von der Burg meiner Väter, ich schlage den Feind oder ich falle, also übermorgen abend, drei Stunden vor Mitternacht."

Und beide stiegen in den Burghof hinab, um mit der nötigen Vorbereitung schon jetzt zu beginnen.

Ortrud aber, der Isenbrandt die Kunde brachte, eilte hinaus zu Rotmar, den sie noch, da er ein kleines Kind war, auf den Armen getragen hatte, nahm seine Hand, wollte etwas sagen, aber da stürzten ihr die Tränen herunter, und sie lief schluchzend weg.

Da erhob sich oben auf dem Walle ein Lärm verworrener Stimmen: „Gebt Achtung, der Feind, vom Walde her, sie kommen, sie kommen!"

Im Augenblick war Rotmar auf der Mauer und versuchte, von der Brustwehr gedeckt, mit den Augen das Dunkel der Nacht zu durchdringen. Am Rande des Waldes, wo das Lager Waltrams sich befand, war schon alles in Bewegung, die Feuer waren gelöscht, gedämpftes

Rufen ertönte. Und an den Büschen war ein finsteres Etwas aufgerichtet, lang und breit wie die Mauer eines Hauses, das schob sich rummelnd vor.

Rotmar rief alle, die verfügbar waren, zur Verteidigung der Bergseite heran, die gespannten Sehnen warteten, die Steine und Bolzen lagen bereit. Wasser wurde in Zubern nach oben geschleppt, entstehendes Feuer zu löschen, kochendes Pech bereit gestellt.

Unterdessen rückte es immer weiter vor, wie eine Wand, wunderschnell bis zum Graben heran; Fackeln flogen herunter, nun endlich wurde es deutlich, was es war. Unter einem von vielen Männern geschobenen Schutzdach her, durch dessen Schießscharten ein wütender Pfeilregen zu den Verteidigern hochging, wurden von hundert Händen Säcke mit Erde, Bündel Holz, Rasenstücke, alles, was sich tragen ließ, in den Graben geworfen, vergeblich fiel der Steinhagel der Burgleute gegen das elastische Weidengeflecht, das die Wand deckte. Stundenlang wogte der Kampf schon, flacher und flacher wurde der Graben, Schnee warf man dazwischen. Wohl lagen bei den Angreifern ein paar Gefallene da, aber als die Schutzwand, halb zerschmettert und zerfetzt, sich zurückzog, war der Graben an einer zwanzig Schritt breiten Stelle auch fast ausgefüllt.

„Sie werden jetzt mit den Leitern kommen," rief Isenbrandt und legte die eisernen Haken bereit.

Aber ein anderes Sturmgerät hatten die Angreifer hergerichtet, nicht umsonst hatte Waltram in Niederland

von einem Grafen lange Unterweisung genossen, der dabei gewesen war, als die Stadt Paris vor Jahren gegen die Normannen verteidigt wurde.

Wieder kam es vom Walde her, niedriger und flacher als vorher, aber schwerer, abenteuerlich rot schimmernd, trotz der Dunkelheit, Räder knirschten; soweit die Pfeile der Verteidiger nicht reichten, zogen schnaubende Pferde den seltsamen Bau, dann schoben, hinter Schilde geduckt, die Angreifer ihn weiter, letzte Erde warf man in den Graben, platte Bohlen bildeten darüber einen festen Steg.

„Der Mauerbrecher," rief Rotmar, „Brandpfeile hinunter! Fackeln, Reisig! . . ."

Wohl wurde seinem Befehl Folge geleistet, aber zischend verlöschte der Brand an dem verderblichen Bau. Grausig funkelte er in die Nacht, und die Lichter fanden rubinroten Widerschein darauf. Rohe Häute vom Schlachtvieh, mit der blutigen Seite nach außen gekehrt, deckten ihn von allen Seiten, das war eine Kriegslist, den Normannen abgelauscht; kein Brandpfeil zündete, kein Stein schlug durch das zähe, weiche Polster.

Hüben und drüben fielen die Krieger, aber nun war die gewaltige Masse bis an die Mauer vorgeschoben, und dumpfe Schläge dröhnten dagegen. Im Innenraume des Mauerbrechers arbeiteten fünfzig Hände, ein gewaltiger, sieben Schritt langer, schenkeldicker Eisenklotz hing da und pendelte an unzerreißbaren Seilen, den setzten die fünfzig Hände in Schwung, und so stieß die furchtbare Riesen-

lanze ein Loch in die alte, mürbe Mauer, da wurden die Quadern heiß von dem Anprall und zerbarsten, der Mörtel wurde zu Mehl, und immer tiefer grub sich der schreckliche Zahn ein.

Vergeblich fielen Steine, kochendes Pech und Bolzen von den Zinnen, vergeblich versuchte Isenbrandt, das verderbliche Stoßeisen mit einer herabgelassenen Schlinge zu fangen, wohl verstärkten die Verteidiger die angegriffene Stelle von innen, aber die ganze Mauerstrecke hielt nicht lange mehr stand, Risse zeigten sich, und jeder Stoß der Eisenstange ließ sie bis oben hin erbeben.

Schon bröckelten auch oben die Quadern los, anderen halfen die Burgleute nach, um mit schwerer Steinlast einen Versuch zur Zerstörung des verderblichen Daches zu machen. Aber wenn auch die eine oder andere Tierhaut locker zu werden anfing und sich löste, das Ganze hielt aus und schien unzerstörbar. Mit schneidender Stimme hieß Waltram, der den Sturm gelingen sah, neue Scharen sich bereit halten, um in die Bresche zu dringen.

Es war schon lange nach Mitternacht, Rotmar und Isenbrandt wußten keinen Rat mehr, des schrecklichen Bauwerks sich zu erwehren.

„Wir müssen nach unten," murmelte der Waffenmeister, „die Mauer reißt. Der Ausfall wird nicht nötig, dies ist die letzte Nacht auf Mürlenbach!"

Da geriet Rotmar, dem jeder Stoß des eisernen Gerätes einen Schlag ins eigene Herz gab, in Berserkerwut,

mit geballten Fäusten stob er auf der Galerie hin und her, kein Gegenstand fiel ihm in die Hände, groß genug und schwerlastend, um damit den Mauerbrecher unten zu zertrümmern. Mit geballten Fäusten stand er vor der Säule Karls des Großen still, die gleichfalls von den regelmäßigen Erschütterungen bebte.

Da fuhr es dem Mürlenbacher wie ein heißer Strom durch die Arme, er legte sie um die Säule, rund schwollen seine Muskeln an, sein Atem kochte, aber die Säule hob sich, Rotmar trug sie fort an den Mauerrand, gerade über den häutebespannten Bau, mit Grausen und Freude sahen die Burgleute das unerhörte Werk, ein Heben, ein Stoßen, ein Schwung, und die Säule des großen Karl donnerte auf den Mauerbrecher nieder. Das Dach splitterte, scheppernd klang das Eisen des Klotzes und zersprang wie Glas, Kreischen und Heulen der Verwundeten tönte; was der Stein nicht erschlug, quetschte das zerdrückte Dach und das berstende Eisen. Da flohen Waltrams Leute zurück in den Wald, das Belagerungsgerät aber, jetzt nicht mehr von den Häuten gedeckt, ging durch die brennenden Reisigbündel der Burgleute in Flammen auf, da verkohlten die Leichen von mehr als zehn Erschlagenen.

So war auch Waltrams zweiter Angriff mißlungen

Elftes Kapitel.

Gibbich reitet.

Seit zwei Tagen war ein klares, eisiges Frostwetter. Besorgt wagte der Roßhirt, als er den Aremberg wieder wie täglich erstiegen hatte, den Einsiedler zu bitten, daß er doch hinunterkomme in seine Hütte und die erstarrten Glieder wärme. Aber er wagte nicht zum zweitenmal zu fragen, so hell und überirdisch hatte ihn das Auge des Fremden angeschaut.

„Aber du, Roßhirt, gehe hin und hole aus deiner Herde den besten Hengst, damit ich ihn reiten kann, wenn meine Zeit kommt."

Da gehorchte der Hirt.

Gibbich aber hielt weiter die Wacht. Wäre er nicht durch die langen Klausnerjahre an die Unbilden des Wetters gewohnt gewesen, er wäre erfroren und hinübergeschlummert. So hielt er sich wach, nur einige Felle

hatte er noch von dem Hirten angenommen, die gaben ihm Wärme. Und er spähte nach Ost, West, Süd und Nord, vor ihm ausgebreitet lag der ungeheure Eifelwald mit seinen hundert Kuppen im Schnee, mit dem Gewirr der Forsten und Täler, selten nur schaute eine Feldmark mit Hof und Hütte aus dem Dunkel der Wälder, seltner ein Dorf, am seltensten aber der Steinbau einer kleinen Kirche. Die hohe Acht, des treuen Roßhirten Opferplatz, stand trotzig da, daneben ein schroffer Kegel neben dem anderen, und so zog es sich weiter bis zum Rheintal hin, das sich durch blinkende Schneeflächen ankündigte.

Die kalte, blasse Wintersonne senkte sich gerade, der Wind hatte nachgelassen, wieder begann eine lange, frostige Winternacht.

Stern stand an Stern, darunter segelten wie zwei schwarze Wölkchen die Raben, die der Einsiedler immer wieder in die Höhe schickte, damit sie ihm hilfreich seien mit ihren scharfen Augen.

Eisige Kälte schüttelte den Alten, sie kroch über seine Glieder, sie drohte, ihn zu lähmen. Da stieg er von seiner Warte und schritt hastig hin und her auf der Höhe, um sich warm zu gehen. Dann aber warf er sich nieder am Fußende der großen Eiche und betete: „Hoher Himmelsherr, laß mich nicht vergehen im Atem deiner Kälte, bis ich mein Werk getan!“

Da blickte er gen Himmel, denn einer der Raben stieß

einen scharfen Laut aus, wie er es sonst nur tat, wenn eine Gefahr sich nahte. Nun stimmte auch der andere ein, unruhig flatterten sie oben hin und her, als ob eine Wildkatze in ihr Nest eingebrochen wäre.

Schnell erstieg Gibbich die Warte wieder, er konnte in keiner Richtung etwas wahrnehmen. Eine quälende Unruhe bemächtigte sich seiner und zitternde Kleinmut. War es nur ein Bär, der am Abhang des Berges herumstreifte und die beiden Vögel oben in Sorge sein ließ, oder zog in den Tälern vielleicht, versteckt, so daß er es nicht sehen konnte mit seinem alten Auge, etwas an ihm vorbei, das all sein Wachen zuschanden machte?

Herzklopfend starrte er nach Osten, denn nun hatten die Raben den gestreckten Flug dorthin genommen.

Immer noch blieb alles dunkel, und kein Laut regte sich, Gibbich fand keine Worte zum Gebet, sein ganzes Gefühl aber war ein Gebet, sein Auge und Ohr zu stärken.

Wieder war eine kurze Zeit vergangen, von fern nur noch hörte er die Raben schreien.

Da plötzlich reckte sich der Alte so weit vor, als er konnte. War das nicht ein Feuerschein unten im Tale der Ahr auf die Kesselinger Mönchszellen zu, wolkte da nicht der Rauch, und nun, war nicht der Einödhof, den er noch heute mittag so deutlich am Walde hatte liegen sehen, jetzt auch gerötet, nun schon in hellen Flammen?

Da sprang Gibbich mit großen Sätzen den Berg hin-

unter, was tat es ihm, daß die Äste der Bäume ihn verletzten und daß er auf Eiskrusten ausglitt, nur abwärts zum Roßhirten!

Mit gewaltigem Rufe weckte er die Schlafenden.

„Das Pferd gib mir und du selbst fliehe in die Wälder mit deiner Herde, der Feind bricht ein, rette, was du hast!"

Schon saß er, den Speer in der eisigen Faust, auf des Rosses Rücken, das der Roßhirt aufgezäumt hatte; er erinnerte sich der alten Zeit der Kriegsfahrten, wie ein Streiter Gottes sauste er auf den Brand zu.

Der Roßhirt aber brach ungesäumt mit seiner Habe auf und verbarg sich in den Klüften des Gebirges: „Es war doch Wotan, der getreue Wanderer," dachte er bei sich, „auf dem eisigen Berge saß er wochenlang, welch ein Mann möchte das tun, ohne daß ihm Hände und Füße abgefroren wären in der Nacht. Wotan war es, er wacht über seine Welt, er warnt seine Getreuen!"

Eisbrocken stoben hinter den Hufen des Rosses, so sehr trieb es der Einsiedler an; so jagte er über die Hochebene. Nach einer Stunde hielt er an der Kante des Tales, der Einödhof brannte und weiter hinunter Dörfer und Hütten, nun war das Auge des Alten scharf wie Stahl.

„Mag euch die Hölle verschlingen, Satansbrut!" stieß er hervor, denn er erkannte: auf der Sohle des Tales zogen, im Schimmer des Brandes erkenntlich, schwarze

Scharen bewaffneter Männer, unabsehbar, leichte Wagen, mit vier Pferden bespannt, folgten, da blitzte ein Feldzeichen auf, der normannische Drachen war's, und nun erkannte Gibbich auch die Waffen.

Da warf er sein Pferd herum: „Ein Herold wird dir vorangehen, Teufelsbrut, der will dein Werk stören und deinem Morden Einhalt gebieten!"

Er wußte die kürzesten Wege auf das Heimattal zu, schnell und schneller jagte der Hengst durch die Winternacht, es schienen ihm Flügel an den Hufen zu wachsen, weißer Rauch dampfte feurig aus seinen Nüstern. Gibbichs Mantel flog, sein Atem keuchte, wenn er aber auf seinem Wege an einer Ansiedlung vorbeikam, so schrie er gellend seinen Warnruf und donnerte mit furchtbaren Hieben seines schweren Speeres gegen das Tor der Zaunumwallung, bis einer wach wurde.

Was er aber verloren durch den Aufenthalt, holte er durch doppelte Geschwindigkeit wieder ein.

Viele folgten ihm und retteten sich, andere aber lachten über den nächtlichen Spuk und schalten auf den Trunkenen, der an der Pforte lärme; die aber schlug wenige Stunden später das erbarmungslose, kalte Eisen.

Das Herz des Alten bebte, wenn er weit seitwärts vom Wege einen Weiler liegen sah, dem er die Kunde nicht melden konnte.

Der Morgen graute, da flog er durch Icorigium, und als er sich des Königs Pfalz Scolinar näherte, waren dort

die Knechte gerade mit des Stallviehs Fütterung beschäftigt, von denen erkannte einer den Einsiedler vom Heiligenstein.

„Hütet euch," rief der, „sprecht nicht mit ihm, er ist ein Waldgänger geworden; wer ihm Brot reicht oder einen Trunk Wassers, den erschlägt die breite Waffe des Waltram von Bettingen!"

Da hob der Alte auf dem dampfenden Rosse bittend die Hände und flehte, daß sie ihn hörten und sich retteten: „Der Normanne kommt heran, rot ist seine Streitaxt schon vom Blut!"

Da wandten sich die Knechte unwirsch ab: „Wahnsinnig ist Gibbich geworden, Heerscharen sieht sein hungriges Auge, die Vernichtung möchte er uns wünschen, daher kommt er und droht uns!"

So jagten die Knechte den Einsiedler mit Stöcken davon, er aber nahm die Schläge hin und jagte weiter, eine Träne im Auge. Stunden dauerte es noch, dann zersplitterten die schwanken Stöcke, die Gibbich schlugen, an den Waffen der Normannen, und von der königlichen Burg Scolinar blieb nichts mehr übrig, als ein rauchendes Trümmerfeld, über das herrenlose Hunde winselnd streiften.

Der Alte vom Heiligenstein aber schoß mit seinem unermüdlichen Rosse schon auf Prüm zu. Zu seiner Rechten ragte, jetzt in die erste Sonne des neuen Wintertages getaucht, das düstere, waldbedeckte Schnee-Eifelgebirge auf, mit seinen Mooren und Gründen; immer näher und näher kam er seinem Ziele.

Im Kloster war der Morgenimbiß beendet, und jedermann war bei der Arbeit, das Tor in der Umwallung stand sperrangelweit offen, mit lautem Hoh und Jüh wurden gewaltige Stämme auf Schlittenkufen hereingeschleppt, sie waren so groß, daß im Sommer auf Wagen ihre Fortbewegung kaum gelungen wäre, nur über den Schnee glitten sie leichter, sie sollten im Frühjahr für ein neues Dach der Kirche benutzt werden.

Die innere Klosterschule, durch einige begabte Knaben der äußeren vermehrt, übte gerade an dem neuen Osterliede Reginos; der Erfinder des Gesanges selbst leitete die Probe, bei jedem falschen Tone fuhr er wie von einem Dolchstiche getroffen zusammen, ging es aber über eine schwierige Stelle glatt hin, so leuchtete sein gütiges, kluges Gesicht hell auf.

Farabert wandelte mit den älteren Vätern um die Kirche, und sie sprachen über die Kosten des Neubaues, gerade zählte der Abt den Aufhorchenden vor, wieviel gutes Gold nun in emsiger Arbeit für den erhabenen Zweck gesammelt sei, auch berichtete er von den heiligen Gebeinen, die von Rom für die Feierlichkeit der Einweihung unterwegs seien. Auch die Schenkung der frommen Wittib Ansbalda vergaß er nicht, die vor ihrem Ableben zehn goldene Leuchter, ein großes Kreuz mit dem Bilde des Erlösers, Kelche und Schalen von edlem Metall dem Schatze des Klosters gestiftet habe, gerade gestern war die Sendung aus Trier auf sechs Saumpferden angekommen.

Auch von dem Fortgang der Fehde sprachen die Mönche, Farabert, der Abt, mit einer unverkennbaren Unwilligkeit; Folkold aber beschwichtigte ihn und sah in der engen Einschließung Rotmars die gerechte Strafe des Himmels.

„Schon sind, liebe Brüder, wohl acht seiner Knechte nächtlicherweile über die Mauer gestiegen und haben sich Burkhardt, unserm Vogt, auf Gnade und Ungnade in die Hände gegeben; kein Bissen Brot ist mehr in der Burg, so erzählen sie, kein Schluck Wein, und das letzte Futter ist den Rossen hingeschüttet. Und in der vergangenen Nacht hat Waltram mit dem großen Belagerungsgerät einen Angriff gemacht, der aus Mangel an Männern nicht zum Ziele führte. Darum haben wir heute auf Bitten unseres Vogtes jeden entbehrlichen Knecht in aller Frühe nach Mürlenbach entsendet."

Da erstarrten die Mienen des Abtes plötzlich, seine Hand hob sich, und er wies mit einem erschreckten und unsicheren Ausdrucke nach der Richtung des Haupttores. Denn dort donnerten die Hufe des Rosses vom Aremberg durch die Wölbung, die tätigen Knechte und die Hörigen ließen ihre Arbeit liegen und schauten der Erscheinung nach. Vorgebeugt, mit Eiszapfen den verwilderten Bart bedeckt, das furchtbare Auge unbeweglich auf die Kirche gerichtet, so hing Gibbich im Sattel, die Kraft verließ ihn, aber seine Seele zwang den gänzlich erschöpften Körper zum Aushalten.

Männer liefen herbei und hielten das Pferd, während

der Einsiedler vor dem Abt stand; er schnappte nach Luft, schwer ging die Brust auf und nieder, der trockene Gaumen konnte kein Wort bilden.

„Gibbich, du unglücklicher Bruder, welcher von den Dämonen des Waldes hat von deiner Seele Besitz ergriffen?" begann Farabert milde und wollte fortfahren, da rissen sich jäh und gellend aus Gibbichs Kehle die Worte los: „Weg, fort, die Normannen kommen!"

Einen Augenblick war es in der Runde der Mönche, die sich um den wilden Reiter geschlossen hatte, still, dann sagte Folkold leise zu Farabert: „Sein Geist ist verwirrt, er sieht die Heere des Teufels..."

Aber mit schäumender Wut unterbrach ihn der Einsiedler: „Euer Einödhof ist verbrannt, eure Priorei Kesseling ist eingeäschert, Feuer, so weit man sieht, sie müssen jetzt schon im Kylltal sein, die Satanssöhne!"

Nun kam Bewegung in die Versammlung: „Wenn es wahr wäre; es ist doch nicht unmöglich; betrogen hat Gibbich noch nie; er schaut aus, wie einer, der die Normannen wirklich sah, ein großes Entsetzen flammt aus seinem Auge," murmelten die Brüder halblaut.

Farabert fühlte, wie ein Prickeln durch den weißen Haarkranz auf seinem Haupte lief, seine Knie wurden schwach, er trippelte hin und her. „Gibbich, Gibbich, sag es uns!" rief er mit zitternder Stimme.

Gibbichs Atem ging wohl ruhiger, desto tiefer aber zog jetzt die furchtbare Erschöpfung der letzten Tage Furchen

in sein Antlitz: „Ich schwöre es dir bei allem, was heilig ist, bei der Kirche des Erlösers dort, beim Sakrament der Wiedergeburt, sie kommen, Farabert, sie kommen, rette deine Herde!"

Da wollte der arme Abt mit schnelleren Sprüngen, als es sein Alter zuließ, zur Abteikirche eilen, um die heiligen Gefäße mit dem Leibe des Herrn zu retten. Alle Besinnung hatte er verloren.

Aber die schwere Hand Folkolds legte sich ruhig auf seine Schulter: „Der Besonnene rettet in einer Stunde mehr, als der Sinnlose an einem Tage!"

Farabert ergriff die Hand des Sprechers und drückte sie heftig: „Aber was soll geschehen, fort von dem Ort der Vernichtung!"

Da schickte Folkold einen jungen Bruder nach der Behausung des Torwarts, mit gellenden Tönen rief bald dessen großes Horn über das Kloster und das Dorf Prüm hin, daß eine Not sei und Zeit, an die Rettung zu denken. Die wenigen Knechte, die im Kloster waren, wurden zusammengerufen.

Gibbich hatte sich auf eine Bank gesetzt, trotz der hellen Winterkälte schlief er schon, den schweren Kopf in beide Hände gestützt. Neben ihm strömten alle Brüder zusammen.

In fliegenden Worten wurde die Notwendigkeit der Flucht geschildert.

„Wohin?" fragten die Mönche.

„Zu unseren Kriegsleuten, wo sonst könnten wir sicher sein," rief Farabert.

Aber als wenn er noch nicht genug getan habe für die Rettung seiner Brüder und noch immer auch im Schlafe ihr Schirm sein wolle, riß sich Gibbich plötzlich aus tiefem Schlummer hoch: „Nur nicht nach Mürlenbach, was wollt ihr denn dort? Die dreihundert höchstens, die dort liegen, werden im ersten Ansturm von den Normannen weggefegt wie ein Haufen dürren Laubes, und dann ist alles verloren. In die Schnee-Eifel flieht, zwischen Sümpfen und Mooren im tiefsten Urwald sucht Versteck!"

„Nach Dasburg, in unsere große Feste wollen wir, den Wällen werden die Normannen nicht beikommen können," rief Sintram, der unterdessen herbeigelaufen war, während die Schar der jungen Frankensöhne, froh über die Unterbrechung der Schule, sich seitwärts im Klostergarten mit Eisstücken warfen und auf dem Klosterteiche das Eis mit käftigen Fußschlägen zerhackten.

Regino, die ernstere, innere Klosterschule hinter sich, erklärte, er käme sich in der Einsamkeit des unwirtlichen Waldgebirges gesicherter vor als in einem umwallten Kastell.

So ging in fliegender Eile Rede und Gegenrede, Sintram mit der äußeren Schule sollte nach Dasburg flüchten, ebenso die Leute vom Dorfe Prüm und den anderen Siedelungen. Die Knechte des Klosters aber sollten mit Farabert, Regino, der Mönchsschule und den anderen Brüdern auf die Schnee-Eifel sich wenden. „Nicht einen Weg wählen,"

rief Gibbich, der plötzlich wieder seiner Heerführerzeit früher sich erinnerte, „sonst finden die Satanssöhne allzuleicht die Spur, und ihr fallt ihnen doch noch in die Hände, sendet Boten nach den Dörfern! Und nach Mürlenbach will ich selbst noch, Frieden verkünden und Zug gegen die Normannen!"

„Das tue mit Gott," sprach der Abt.

Schon war Mittag vorbei.

Nun, als die Gespräche beendet waren und wirklich die eilige Flucht gerüstet werden sollte, gingen den Mönchen erst die Augen auf für die Gefahr, in der sie schwebten. Das war ein Durcheinanderlaufen, ein Jammern und Wehklagen der Kuttenträger, wie in einer Pferdehürde war eine wilde Verwirrung, wenn blutgierige Wölfe eingebrochen sind. In den Zellen und Schlafsälen suchten sie, altes und wertloses Gerümpel wurde weggeschleppt und plötzlich wieder hingeworfen, wenn ein anderes, köstlicheres Stück in die Augen fiel.

Farabert hatte seine Ruhe wiedergewonnen, in der Kirche und der Sakristei packte er mit ergebenen Knechten die Schätze des Klosters ein, das große güldene Kreuz des Kaisers Lothar, das schon beim letzten Normannensturm auf wundersame Weise gerettet worden war, die goldenen Kelche, mit Edelsteinen besetzt, das goldene Schiff, die zwölf Kapseln, reich mit Perlen und Edelsteinen verziert, vor allem aber die heiligen Reliquien, das Holz vom Kreuze Christi, die Teile vom Kleid der Gottesmutter, vom Schweißtuch der Veronika, vom Schwamm, damit der Herr in der

schweren Stunde getränkt worden war. Gerade letzteres küßte Farabert inbrünstig, in Erinnerung an die Not des Augenblicks, ehe er es in die Körbe auf den Rücken der Pferde verpacken ließ. Da verstaute man die kostbaren Evangeliarien und die Meßbücher mit den silbernen, elfenbeingeschmückten Deckeln und schließlich die gewaltigen Pergamentbände mit den herrlichen Zierbuchstaben. Aber immer Neues fand sich, das man nicht liegen lassen wollte, daß es die rohe Hand der Heiden mißbrauche, Leuchter von Silber und Gold, seltene Meßgewänder, Lampen, das Tragpult von Silber mit dem silbernen Adler, gleichfalls ein Geschenk des unglücklichen Kaisers Lothar.

Schon war die Hälfte der Pferde mit den Kostbarkeiten, mit Sintram, Gerung und Eigil ausgezogen nach Dasburg zu. Sintram war nicht entmutigt, die Schar seiner Schüler aber hatte sich in der Eile bewaffnet mit Spießen, Schwertern und Schilden, im Sturmschritt gings weiter nach Westen zu; da stimmte der Schulvater Sintram, damit die Knaben bestärkt würden in ihrer fröhlichen Tapferkeit, das Psalmlied Davids, den Lobgesang auf den Herrn, an: „Laudate, pueri, dominum, laudate nomen domini!“*)

Und jubelnd fielen die frischen Kinderstimmen ein: „Quis est sicut dominus deus noster, qui in altis habitat et humilia respicit in coelo et in terra!“**)

---

*) „Lobet, ihr Jünglinge, den Herrn; lobet des Herrn Namen!“

**) „Wer ist wie der Herr, unser Gott? Der in der Höhe thront und auf das Niedrige schaut im Himmel und auf Erden.“



Da erschütterten plötzlich der Anblick der Knaben, die furchtbare Gefahr und der jähe Wechsel des Schicksals den Mönch Sintram so sehr, daß er in lautes Schluchzen verfiel. Und da brach jäh der Gesang ab, und stumm hasteten die Flüchtlinge weiter, auf die große Ringfeste Dasburg zu.

Hinter ihnen her aber klang der verwirrte Lärm des flüchtigen Landvolkes, Frauen klagten, nichtiger Hausrat lag auf den Wagen, und die notdürftigen Pelze und Lebensmittel waren vergessen; aber nur weiter, nur aus dem Bereich der Normannen, nach der Burg Dasburg, weiter, weiter.

Unterdessen senkte sich die Dunkelheit langsam nieder, auch Farabert mit den Seinen war schon auf die Schnee-Eifel zu weggezogen; als die Menge der Flüchtigen auf die Höhe kam, sahen sie gegen das Kylltal zu schwarzen Rauch treiben und einen Widerschein von Feuer. Da erhob sich ein wimmernder Jammer der Mönche, Abt Farabert aber auf seinem Zelter, die Kapsel mit dem geweihten Brote auf der Brust, betete leise vor sich hin. Manches Auge wurde da naß, denn die Stelle jahrzehntelanger, fleißig aufbauender Tätigkeit war wieder der Verwüstung ausgeliefert.

Neben dem Abte her aber schritt der älteste der Hörigen, der führte ein schweres Pferd am Zügel, das trug den Klosterschatz an gemünztem Golde, der für den Wiederaufbau der Kirche gesammelt war, oft strauchelte das starke Tier unter der wuchtigen Last.

Gibbich aber war gleichfalls schon wieder auf dem Rücken seines Rosses auf Mürlenbach zu. Als er sah, wie seine Warnung Früchte trug, gewann er neue Kraft zum letzten Ritt; als er aber gerade wegstürmen wollte, eilte Regino, der Prior, an seine Seite: „Vater Gibbich," sprach der, „trage mir harte Worte von früher nicht nach, trage auch uns heute nicht nach, daß wir dir nicht danken, der du uns retten kamst!"

„Wie brauchtet ihr mir zu danken, Bruder Regino, sind wir nicht alle ein Schild oder ein Schwert in der Hand des Himmelsherrn? Wenn ich euch heute ein Schild war, dankt es dem Herrn, denn aus mir habe ich solche Kraft nicht."

„Pax tecum!"*) so schloß der Einsiedler, während er eilig Regino die Rechte reichte.

„Et cum spiritu tuo!" hatte der geantwortet und wollte der Schar Faraberts folgen, da besann er sich aber eines anderen, lief dem Einsiedler nach und rief: „In den Klüften am Berge, den sie den schwarzen Mann heißen, wollen wir hausen, da wird uns ein Bote finden!"

Gibbich nickte noch, dann ritt er in gestrecktem Lauf über den Berg auf Mürlenbach zu; die Sorge um Burkhardt und Hildegard, um Rotmar, um die Leute in Sarbodesdorf, Birresborn und Mürlenbach verzehrte ihn.

Nun lag die weite Anlage des Klosters ganz verlassen,

*) „Friede sei mit dir!" „Und mit deiner Seele!"

oben aus der königlichen Pfalz am Tettenbusch sah man einen eiligen Wagenzug wegfahren, gleichfalls auf die Feste Dasburg zu.

Im Kloster war es ganz still, das Tor war angelehnt, die Stalltiere hatte man, soweit sie nicht mitgenommen werden konnten, von der Fessel gelöst und genug Futter hingeworfen, so trieb sich mannigfaches Getier: Kühe, Ziegen, Schafe, Hühner, Enten, Gänse und Pfauen im Hofe und den Gebäuden herum. Der Zwinger der Hunde war leer, sie waren den Mönchen gefolgt. Die Kirche stand offen, der Kapitelsaal desgleichen, überall die Zeichen übereilten und ängstlichen Aufbruchs, Linnentücher und Geräte umhergestreut, die Vorratshäuser geleert, langsam versanken die Feuer auf den Herden in ihre Asche.

Aber war das nicht leiser Laut? aus der Kirche? Klang es da nicht wie freundliches Orgelspiel? Wahrhaftig, eine Orgelmelodie tönte, von den Stimmen zweier Sänger begleitet, das christliche Siegeslied: „Magnificat anima mea dominum!“*)

Zitternd floß der zarte Ton in die eiskalte, erbarmungslose Winternacht hinaus.

---

*) „Hoch preiset meine Seele den Herrn!“

Zwölftes Kapitel.

Der Ausfall.

Wohl hatten die Burgleute, ohne daß Waltrams Männer sie hinderten, die dräuenden Reste des Belagerungsgerätes noch in der Nacht des abgeschlagenen Sturmes in den Graben gestürzt, den Zugang zur Mauer, so gut es ging, unwegsam gemacht und das Loch, das der Mauerbrecher gestoßen, verstopft.

Aber damit kam kein neuer Mundvorrat in die Burg, und so war der Abend des Ausfalles herangekommen.

Die Burg Mürlenbach lag so stille; wie auch sonst nichts verriet, daß ihre Besatzung zum letzten Sturm sich rüste. Ortrud ging von einem der Burgleute zum anderen und reichte einen Schluck Wein, sorgfältig hatte sie ihn zu diesem Ende verborgen gehalten. Es war kalte, dunkle Nacht, ein Dunst hatte sich erhoben, und nur die Sterne in der Scheitelhöhe schienen noch.

Im Tale nach oben und unten sah man in den Hütten

beim Feuer die Wachen der Männer Burkhardts und des von Vianden. An der Bergseite aber, dem großen Tor gegenüber, hinter dem sich jetzt die Besatzung bis auf wenige, die sich zum Anlauf zu schwach fühlten, gesammelt hatte, schimmerte wie ein Kranz die Reihe der Wachtfeuer Waltrams von Bettingen; die ganze Breite des Bergrückens, der durch den Graben und das freie Feld davor von der Burg getrennt war, nahmen sie ein.

Mit dem letzten Öl waren die Angeln der Torflügel geschmiert worden, damit ganz lautlos ihr Öffnen erfolge. Unhörbar glitten sie nun auseinander, unhörbar eilten die Bewaffneten, Rotmar und Isenbrandt voran, gegen die Feuer. Nun waren sie schon auf hundert Schritt nahe, aber bei den Feuern und bei den Reisighütten, die da zur Unterkunft standen, war kein Mann zu sehen.

Die beiden Führer, der Graf und sein Waffenmeister, stürmten weiter, nun hielten sie zwischen den Feuerstätten, nun drangen sie in den Buschwald ein, aber kein Feind war zu erblicken, kein Waltram von Bettingen stellte sich ihnen mit lautem Kriegsruf entgegen.

Rotmar sah im Scheine der verglimmenden Reisigbrände seinen Waffenmeister an.

„Eine List," flüsterte der, „sie halten seitwärts und greifen uns von der Flanke an!"

Da wandten sie sich zuerst nach rechts und dann nach links, aber hart bis an den abstürzenden Fels war Wald und Feld leer.

„Heute nachmittag waren sie alle noch dort," sagte Rotmar, „aber was tun wir, Isenbrandt?"

Unterdessen hatten sich die Burgmänner alle im Schatten des Waldes eingefunden, in engem Kreise umstanden sie die Führer.

„Ich weiß nicht zu raten, ist es eine List, so halten sie tiefer im Forst, und wenn wir in das Tal steigen, stürmen sie die Burg. Aber wer weiß, vielleicht ist Waltram abgezogen, oder er wärmt sich in den Hütten der Dörfer; dann nach unten, dann werfen wir den Feind!"

Zwei Leute schickte Rotmar nun wieder nach der Burg zurück, Kunde zu bringen und zu doppelter Vorsicht zu mahnen, mit den anderen aber glitt er den Abhang hinunter auf die Schar Burkhardts zu.

Der Graf hatte an einen Kampf mit Waltram gedacht, danach hatte sein Herz gedürstet; nun aber, da er gegen den Vater Hildegards zog, flimmerte es ihm vor den Augen, und ein unbestimmtes Bangen und Schwanken ergriff ihn.

Nun hatten die Burgleute die Sohle des Tales erreicht, nun ging es durch das eisbehangene Ginstergestrüpp auf die Hütten zu, die Hand faßte das Schwert und die Streitaxt fester, der Schild wurde enger in den linken Arm geschoben, der Helm zurechtgerückt.

Da ertönte aus den Hütten der laute Warnruf: „Feindio, zu den Waffen!"

Burkhardts Schar war nicht so saumselig wie die Leute Waltrams bei den Wachtfeuern.

Wie im Traum schritt Rotmar weiter zwischen die Häuser seines eigenen, vom Gegner besetzten Dorfes, jeden Steg und Schlupf kannte er, aber er zögerte und benutzte seine Kenntnis nicht. Ein ungewisses Licht fiel aus den Türen auf die Gasse.

Hunde lärmten jetzt, und von allen Seiten stürmten die beiden Kriegshaufen aufeinander.

„Mürlenbach allezeit!" rief Isenbrandt, und seine schwere, blanke Klinge bohrte sich einen Weg in die Reihen des Prümer Aufgebotes, es war ein grimmiges Handgemenge, Mann gegen Mann, die lange Wartezeit hatte auf beiden Seiten verhaltene Wut und Kampflust genährt, nun brach sie sich desto wilder Bahn, Thietmar und manch anderer von den Prümern sank erschlagen in den Schnee.

Da plötzlich tauchte vor Rotmar eine breite, wuchtige Gestalt auf: „Steh, Rotmar von Mürlenbach!" rief die Stimme Burkhardts.

„Steh du und wahre deinen Schild," antwortete der und griff geschmeidig den alten Kämpfer an.

Und während sich der Streit der anderen mehr nach dem Ende des Dorfes hinzog, denn die Prümer wurden zurückgedrängt, entspann sich zwischen den beiden Rittern ein stummes, heißes Ringen. Keiner wollte wohl den anderen verletzen, keiner wollte aber auch weichen. Hier fiel ein Stück von Burkhardts Schild herunter, dort schnitt das

Schwert des Vogtes von Prüm ein wenig in das Knie des Grafen, so daß ein schmaler Streif Blutes am Bein hinunterlief. Hinter Zaunpfählen und Obstbäumen deckten sie sich, bald kämpften sie im schmalen Durchgang, bald auf breitem Hofplatz, immer vom wechselnden Licht aus den Hütten und vom bleichen Nachtdämmer beschienen.

Da holte der Graf von Mürlenbach zu einem gewaltigen Hiebe aus, der sauste nieder, ehe der Vogt den richtigen Schirmschlag tun konnte, und gänzlich zerbrochen fiel der eisenbeschlagene Schild Burkhardts in zwei Teilen nieder, die, durch die Lederstreifen gehalten, den Ritter behindernd, am Arme zappelten; so stand fast wehrlos der Alte vor seinem Eidam.

Da jagte ein Streiter auf einem Rosse vorbei und tat vom Rücken her einen zuckenden Schlag nach dem Haupte des Mürlenbachers. „Heil Burkhardt!" rief die Stimme des von Vianden, „jetzt wendet sich das Glück, jetzt habt ihr den Grafen, ich eile zu den anderen, damit wir auch die zwingen!"

Wie vom Blitz getroffen, war Rotmar schon hingestürzt, der Helm war nicht zerschmettert, aber die Wucht des Schlages war zu stark gewesen. Da kniete Burkhardt, als sei er ganz allein mit Rotmar, bei dem Gefällten nieder, nahm ihm den Helm ab und sah das bleiche Gesicht und die geschlossenen Augen dessen, den er einst so geliebt hatte.

Näher wälzte sich wieder der Lärm des Kampfes, die

Prümer, vereinigt mit der Schar des von Vianden, widerstanden den Burgleuten, die mehrere Männer verloren hatten, besser und drängten sie langsam zurück. Auch suchte Isenbrandt mit unruhigen Blicken den Grafen, und mancher seiner Schwertschläge verlor durch seine Ungewißheit an Wucht.

Noch immer kniete Burkhardt da und hielt, in Gedanken versunken, das Haupt seines Eidams und Gegners im Schoß. Da plötzlich stockte der Kampf, auf dampfendem Rosse, stier und keuchend, jagte ein Mann durch die Gassen des Dorfes. Ein Streifen von Licht schien von ihm auszugehen und zog hinter ihm her, wie Funken von einem dahingetragenen, verglimmenden Feuerbrand.

„Haltet an, Männer von Prüm und Vianden und Mürlenbach!" rief die gewaltige, atemlos gellende Stimme des Einsiedlers.

„Das ist Gibbich vom Heiligenstein," rief der von Vianden, Burkhardt aber schaute auf. Die Waffen senkten sich, so viel Entsetzen sprach aus den Zügen des Reiters.

„Die Normannen sind da, Prüm in ihren Händen, Besseres liegt euch ob, als euch gegenseitig zu erstechen!"

Da schlug Rotmar die Augen auf, schaute erstaunt und nicht begreifend um sich, und als er den Einsiedler sah, machte er eine schwache Bewegung, atmete tief und sprach dann leise wie ein Kind: „Gibbich, mein guter Gibbich, da bist du ja!"

Nun fiel auch der Blick des Reiters auf die beiden, die er bisher in der Dunkelheit nicht erkannt hatte. Da fuhr der Alte gegen seine Stirn und rief: „Den besten Schwertarm habt ihr gefällt!“

Schon stand Isenbrandt bei seinem Herrn, der aber, plötzlich sich wieder an alles erinnernd, sprang auf: „Eine Ohnmacht nur, nichts, wo ist der Feind, wo sind die Normannen?“ Zugleich aber auch waren Burkhardt und der Viandener auf den Einsiedler zugestürmt, und auch die anderen fragten wirr durcheinander. Burkhardt schrie: „Meine Tochter!“ Rotmar im selben Augenblick: „Hildegard!“ Und auch jeder der Kriegsleute rief geliebte Namen, dachte mit Schrecken an ein Haus, an Eltern, Frau und Kinder, die der Wut der Eindringlinge preisgegeben waren.

Streit und Fehde war vergessen, brennenden Auges hörten sie zu, wie Gibbich berichtete, was er gesehen hatte und was geschehen war.

„Nach Sarbodesdorf,“ riefen Burkhardt und Rotmar zu gleicher Zeit. Der von Vianden rief seine Leute zusammen, durch das Godesbachtal nach seiner Heimat zu eilen, um diese zu schützen.

Da aber erhob der alte Einsiedler vom Heiligenstein seine Stimme, und sie klang wie ein Bergstrom, der Felsgestein hinabwälzt: „Seid ihr hier, um wie Kinder ein Spiel zu spielen? Jeden von euch, wenn er allein ist, erschlägt der Normanne mit einem Schwerthieb. Schützen

könnt ihr nur, wenn ihr zusammenbleibt und zusammen dem Räuber nachzieht. Auf! wieviel seid ihr?"

Da gehorchten die Alten und Jungen dem Seher auf dem Rosse und zählten.

„Wo ist Waltram?" fragte einer aus der Schar Burkhardts, der selbst, die Fäuste geballt, schweigend dastand.

Der Mürlenbacher und Isenbrandt erzählten von den leeren Wachtfeuern oben.

„Ich weiß nicht, wo Waltram ist, mir hat er keinen Boten geschickt," sagte der von Vianden schnell, und auch Burkhardt wußte nicht, wohin Waltram gezogen sein könnte.

Gibbich aber, den die Ermüdung schon wieder zu übermannen drohte, sagte mit matter Stimme: „Alle Fehde sei aufgehoben, das flüchtende Kapitel gebietet Frieden, und morgen sei jeder mit seiner Schar in der Kluft, die bei dem Berge der Schnee-Eifel liegt, den sie den schwarzen Mann nennen!"

Nun herrschte durch Unruhe, Angst und Trauer gedämpfte Geschäftigkeit. Brot und Fleisch wurden nach der Burg getragen. Burkhardt kam mit Gibbich überein, daß er mit den Seinen jetzt gleich nach Sarbodesdorf und dann gegen Mittag auf die Schnee-Eifel zu ziehen wolle; einen Boten versprach er auf Rotmars Wunsch noch in der Nacht nach Mürlenbach zu entsenden.

Rotmar, der vom Schlage des von Vianden noch immer schwankte, wurde von den Burgleuten zugleich mit

Gibbich nach der Burg geleitet, damit er sich zur Kriegsfahrt morgen erhole. Beide fielen in tiefen Schlaf, am Lager des Grafen aber saß Ortrud und legte Umschläge mit kühlenden Kräutern auf seine Stirn und hörte, wie der Mürlenbacher in angstvollem Schlafe oft den Namen Hildegard aussprach.

Eine atemlose Tätigkeit hielt in der Burg die ganze Nacht an, Rosse wurden gezäumt und aus dem Dorfe heraufgebracht, die vom Kampfe beschädigten Waffen gebessert, dann aber auch sich an Speise und Trank gelabt, deren man so lange schon entbehrt hatte.

Dankwart aber, der sich alles hatte erzählen lassen, wanderte ohne ein Auge zu schließen die ganze Nacht auf seiner Wacht hin und her. Er dachte daran, daß Waltram einen Anschlag gegen die Burg planen könne: er sollte Dankwart, des Tores Wächter, an seiner Stelle finden.

Nach Mitternacht erwachte Gibbich, richtete sich auf, schaute in den dunkelen Himmel und weinte, wenn er an alle dachte, die er nicht hatte warnen können.

Dreizehntes Kapitel.

Waltram.

Waltram wußte wohl, weshalb er, als die Säule des großen Kaisers seinen Mauerbrecher zerschmetterte, seine Leute zurückzog und keinen neuen Anlauf gebot. Er schickte diejenigen, die ihn von den Prümern beim Sturm unterstützt hatten, zu Burkhardt zurück mit der dringenden Forderung, noch zur selben Stunde vom Kloster alle entbehrlichen Knechte zu fordern, um einen neuen Angriff mit größerer Menge und Macht vorzubereiten. Dieser sei an der geringen Anzahl gescheitert. Er verstand seinem Wunsche so viel Nachdruck zu geben, daß tatsächlich die frommen Väter jeden irgendwie Kriegstüchtigen von den Hörigen noch am folgenden Tage eilig zum Aufgebot bei Mürlenbach entsandten. So gelang es ihm, zu bewirken, daß in der Nacht des Ausfalles nur die ganz unentbehrlichen Diener in Prüm zurückgeblieben waren, alle anderen lagen schon beim Vogte und dem von Vianden in den Hütten.

Längst hatte Waltram seine Mannschaft erforscht, jeden, der ihm nicht blind ergeben war oder zu viel Frömmigkeit und Treue gegen das Kloster und die Mönche verriet, schickte er unter irgendeinem Vorwande weg. So hatte er schließlich eine wilde Schar zusammen, die, wie ihr Führer, zu allem fähig war.

Am Abend, als Rotmar den Ausfall vorbereitete, rief draußen im Walde Waltram die Seinen zusammen, versprach ihnen Beute und Plünderung und hieß sie, sich lautlos zu einem Zuge rüsten. Die Wachtfeuer ließ er anfachen, dann aber Reisig hineinlegen, das nicht ganz trocken war, so daß der Brand schwelend recht lange anhalten mußte. Dann zog er auf Schleichwegen durch den Wald, manche von den Männern hatten Pferde, andere folgten zu Fuß und ließen sich, wenn sie müde waren, eine Zeitlang, am Sattel hängend, von den Rossen der Reiter mittragen.

Wäre der Ritt auf der Höhe nicht durch dichten Fichtenforst gegangen, hätte Waltram wohl gegen Nordosten den Widerschein von Feuer gesehen; so aber stieg er wieder in die Schluchten nieder und kam schließlich an einer Stelle unterhalb des Klosters ins Prümtal.

Die Ansiedlung lag stille, wie verlassen, kein Hund bellte, kein Licht schien. Allmählich begannen die Gesellen Waltrams zu verstehen, wohin die nächtliche Fahrt gerichtet sei, einer stieß den andern an, und leise besprach man sich, wo die kostbaren Geräte im Kloster zu finden seien, wo

der Schatz wohl liegen könne, wo der Eingang zum Weinkeller sei.

Weiter schlüpften die Männer auf dem zugefrorenen Prümfluß hin, die Rosse waren unter einer Wache zurückgeblieben, schon ordnete Waltram seine Getreuen. Es lag auf den Bach zu ein Weingarten des Klosters; dort, wußte der Bettinger, war die Mauer sehr niedrig, und leicht konnte man einsteigen.

Aber schon stockte der Zug, hier tauchte am Bachrande eine Kuh auf, dort ein paar Ziegen, die meckernd das Weite suchten.

Waltram schüttelte den Kopf: „Die Mönche haben wohl solchen Überfluß, daß sie das Getier im Wald und auf den Wiesen herumlaufen lassen!" murmelte er.

Nun ragte die Mauer auf, herzklopfend wurde sie erstiegen, einer half dem andern. In der fahlen Dunkelheit der Winternacht bot sich den Eindringenden ein Bild der Verlassenheit dar: manche Stalltiere irrten noch immer auf den Höfen umher, die Tore der Kirche und aller Gebäude standen offen.

Es schwindelte Waltram, er rieb sich die Augen, grollend rief er: „Blendwerk des Teufels, alte Hexenmeister sind es, sie können uns nicht täuschen, dort im Hause schlafen sie, dort ist des Abtes Wohnung, dort sind die Hörigen und Knechte. Ihr dahin, ihr folgt mir in die Kirche, ihr stürmt den Kapitelsaal!"

Wie ein verheerender Wirbelwind brachen die Knechte

ein, aber kein Lärm der Waffen erhob sich, kein Wehklagen der aus dem Schlaf Aufgestörten, kein Kampfruf der Hörigen.

Waltram ließ Fackeln anzünden an des Kochherdes verglimmender Glut, er drang in die Kirche, er bemerkte, daß sie, wie ausgeraubt, leer stand, düster nur glimmte die ewige Lampe vor dem Altar, die Leuchter, Kreuze, Kelche und Schalen von Gold und Silber, die Pulte und Bücher, alles fehlte. Der Ritter jagte fluchend weiter in die Sakristei, an der beschriebenen Stelle standen wohl die Truhen, aber sie waren geöffnet, der Deckel klaffte weit, und ein paar wertlose Kupferbecken und Linnentücher war alles, was sich fand.

Unterdessen kamen aber auch schon von den anderen Gebäuden her die Männer herbei und meldeten, daß kein Mensch im Kloster sei, nicht im Haus der Knechte und nicht in der Klausur, in den Räumen der Mönche.

Auf dem breiten, fleischigen Gesicht Waltrams zeigte sich rasende Wut: „Sie sind verborgen, wühlt die Keller durch, stöbert auf dem Boden herum, sie müssen da sein!"

Da tönte plötzlich lautes Geschrei aus der Kirche, mit ein paar Sätzen war Waltram dort, hinauf zur Galerie, wo die Orgel, das kostbare, unersetzliche Meisterwerk des Klosters, untergebracht war.

Fackeln schwelten, und in ihrem schwankenden Licht gewahrte man Elsung, den alten Meister des Orgelspiels, von dem Regino, der Prior, einmal mit einem lustigen

Zwinkern der Augen gesagt hatte, daß er sein Organon, die Orgel, mehr liebe, als ein anderer seine angetraute Frau. Erschöpft war der Greis, da er seinen Lobgesang zu Ende gesungen hatte, eingeschlafen, da hatte sich auch Pilgeram, der fromme Schüler der Klosterschule, der dem Meister sonst immer den Balg der Orgel trat und der auch diesmal sich heimlich von der Schar Reginos entfernt hatte, um in dieser bösen Stunde bei seinem Lehrer Elsung auszuhalten, da hatte sich auch Pilgeram zur Seite neben den Alten gekauert und war entschlummert. Nun sprangen sie beide auf, vom Getöse der Waffen und dem Flackerschein der Fackeln geweckt, und starrten erschreckt auf die wüste Horde, die um sie her stand.

„Wo sind die Brüder?" herrschte Waltram den Alten an.

„Fort, weg, weit weg," antwortete der, während seine gerunzelte Stirn andeutete, daß er zu begreifen versuchte, wie das alles zusammenhänge.

„Wo sind die Schätze?" fragte der Führer wieder.

„Auch weg, verschwunden, von der Erde verschlungen; aber jetzt erkenne ich dich, Waltram von Bettingen, was suchst du hier am Ort der Vernichtung?"

„Wer heißt dich danach fragen, Mönch? Wer hat verraten, daß ich kommen werde? Wer war's, verschweige es nicht, es wäre dein Tod!"

„Den Tod, Waltram, fürchte ich wenig!"

Der Bettinger schüttelte in schäumender Wut den greisen Mönch, daß dessen Kinn hin und her schlotterte.

Aber das Auge des Alten blieb heiter, und als der um seinen Erfolg betrogene Ritter von ihm abließ, glitt kaum merklich ein Lächeln über die Züge des Meisters, dann kniete er nieder und betete laut: „Wie danke ich dir, Vater im Himmel, für deine Güte, der du sogar die finsteren Dämonen zwingst, für deines Klosters Heil mit den Waffen in der sündhaften Faust einzustehen!"

Neben dem Alten aber kniete Pilgeram, das Kind.

Noch einmal fragte Waltram mit erhobener Waffe: „Ich will dir sagen, was ich suche: den Schatz will ich, die Kreuze und Leuchter und Pulte von Gold und Silber, das will ich, wer könnte mich daran hindern? Jetzt bekenne, Mönch, wo der Abt und die anderen sind!"

Aber Elsung schüttelte den Kopf. „Mich kannst du töten, nur das Organon schone, Furchtbarer! ..." wollte er sagen, aber die Streitaxt Waltrams sauste schon nieder, und der Knieende sank zusammen, mit seinem Blute die Holzfliesen vor der Orgel rötend.

Schreiend warf sich Pilgeram auf ihn, da traf auch ihn ein Lanzenstoß eines Kriegers.

„Wir werden morgen früh beim ersten Lichte die Spuren der Flüchtenden verfolgen; seid getrost, Männer, Goldschatz und alles, was wir uns wünschen, werden wir morgen finden, die Mönche sind keine Vögel, die durch die Luft entfliehen könnten, morgen früh wird uns eine breite Fährte besser führen, als das Wort dieser beiden hier es getan hätte. Nun sucht Ruhe, Männer, bis morgen früh!"

Noch wurden ein paar Leute bestellt, die das Haupttor und die Mauer besetzen sollten, dann aber suchte Waltram das Gemach des Abtes auf und warf sich auf das Ruhelager.

Vom Hofe tönte dumpf der Lärm der Mannen herein, sie hatten den Weinkeller erbrochen und taten sich an der reichen Beute gütlich.

So mochte wohl eine Stunde hingegangen sein, das Lachen und Rufen der Zecher in dem Weinkeller war allmählich verstummt, einer nach dem andern hatte sich nach den Schlafsälen geschlichen.

Waltram selbst war in einen leichten Halbschlummer gefallen, und sein Traum erfüllte ihm das, was er hoffte: er ritt auf der Spur der Mönche, er fand in den Hütten von Rommersheim den Abt und die Brüder. Vergeblich suchten sie, den Schatz zu verbergen, niedergeschlagen wurde, wer sich wehrte, und Waltram von Bettingen hob den Goldschatz in die Höhe, der war sein, ganz allein sein.

Da weckte den Schlummernden ein röchelnder Schrei vom Haupttor her, er richtete sich auf und lauschte. Und plötzlich wurde die schwere, kalte Nachtluft zerrissen vom gellenden Getöse metallener Heerhörner.

Das Haar sträubte sich dem Daliegenden, mit einem Sprunge war er auf und in Waffen; das war ein Ton, der ihn aus dem tiefsten Schlafe geweckt haben würde, das war der Klang der normannischen Heerhörner in der Schlacht an der Dyle.

Eiskalt zog sich sein Herz zusammen, einen Augenblick dachte er daran, daß das Kloster seine Macht von Mürlenbach hierhergeführt habe, um ihn, den Einbrecher, zu fangen. Dann aber belehrte ihn der von allen Seiten schallende normannische Schlachtruf, daß ihn sein Ohr über den Klang der Hörner nicht getäuscht habe. So stürmte er, den Schild vorhaltend, auf die Kirche zu und schrie dabei mit überschlagender Stimme: „Hierher nach der Kirche! Waltram ist hier, wehrt euch, Männer!"

Da kamen viele gelaufen, manche in voller Wehr, manche mit Schwert und Spieß, andere aber auch nur mit einem Schilde oder einer Streitaxt, was sie gerade im Taumel des Erwachens ergriffen hatten.

Nicht umsonst hatte Hug von Lothringen auf dem weiten Ritte von Niederland hierher genaue Weisung erteilt, wie das Kloster von allen Seiten einzuschließen und anzugreifen sei, und Rolf Ringbeißer hatte dementsprechend klug seine Scharen verteilt; von vier Seiten zugleich stiegen die Normannen ein, stutzten aber sehr, als sie statt eines Klosters in tiefem Schlafe die Verwirrung fanden und gewappnete Krieger hastig durch die Nacht laufen sahen.

„Zur Kirche!" rief auch Rolf Ringbeißer den Seinen zu.

Unterdessen aber hatte Waltram in verbissener Hast mit Bänken, Grabsteinen und allem Holzgerät, das er fand, die Tür verrammelt.

In der grausen, nur von der ewigen Lampe erhellten Finsternis des Gotteshauses hoben sich die weinschweren

Lider, ingrimmig blickten die Augen der Raubgesellen auf ihren Führer, Fäuste reckten sich gegen ihn, und schon wäre er von den Rasenden dort auf der Stelle erschlagen worden, wenn nicht jetzt furchtbare Axtschläge gegen die Tür gedonnert hätten. Holzsplitter flogen, nun gab eine der Eichenbohlen nach, eine zweite folgte, und Normannenhände griffen in den dahinter aufgetürmten Wall, um ihn zu zerreißen und sich Eingang zu verschaffen.

Da sprang Waltram, von seinen Kriegern gefolgt, in die Bresche, Hieb folgte auf Hieb, wie ein verwundeter Keiler wehrte sich der Eingekreiste; da mußte mancher von den Normannen mit tödlicher Wunde rückwärts taumeln.

Plötzlich schrie aus der dichtgeballten Masse der Verteidiger hervor eine angsterfüllte Stimme: „Wir sind umgangen, der Feind in der Sakristei, sie kommen!"

Da blieb liegen, wer verwundet oder tot war, der Rest aber sprang in wilder Flucht die ausgetretenen Steinstufen zur Galerie hinauf: als letzter Waltram von Bettingen.

Nachdrangen durch alle Türen die Normannen, nun war Rolf Ringbeißer allen voran, gewaltig tönte sein Siegruf, Fackeln befahl er herbeizubringen. Da warfen mit einer entsetzlichen Geschwindigkeit seine Krieger, welche die Worte ihres Königs verstanden hatten, Bänke, Gebälk und alles Brennbare, das ihnen in die Hände fiel, auf die Galerie; schwere Bohlen versperrten im Augenblick den schmalen, einzigen Ausgang nach unten, Fackeln zündeten,

Fackeln flogen funkenregnend wie mächtige Brandpfeile unten vom Kirchenraum aus auf die Höhe, wo hier und dort im Rauch und Qualm ein entsetztes Gesicht auftauchte.

Vergeblich versuchte Waltram mit Schwert und Axt wieder den Ausgang nach unten zu gewinnen, Flammen züngelten auch von unten und vertrieben den Aufbrüllenden wieder nach oben, nun brannte auch oben die von mürbem Holze gebaute Galerie vollständig, immer dicker wälzte sich der erstickende Dunst, immer neue Nahrung des Feuers wurde von unten heraufgeschleudert, schon waren die meisten der Eingepferchten erstickt umgesunken; wer, durch den Schmerz der sengenden Lohe wahnsinnig gemacht, von der Höhe in den Kirchenraum hinunter gesprungen war, den zerschmetterte der Steinboden unten, oder den Auftaumelnden erschlug das normannische Schwert.

Mit den letzten sank Waltram von Bettingen, verbrannt und erstickt neben Elsungs und Pilgerams Leichen nieder.

Wütend fauchte die entfesselte Glut über den Sterbenden her und hüllte auch die kunstreiche Orgel in ihren sausenden Mantel.

So zwang die Hand des Herrn den Räuber, beim Hause Gottes Wache zu stehen bis zum letzten Atemzuge.

Vierzehntes Kapitel.

Die Normannen in Prüm.

Es war Morgen, ein klarer, vom Strahl einer blanken Sonne beschienener Wintermorgen. Der Tettenbusch, der Kahlenberg und die weiter zurückliegenden Höhen, alles lag hell und in greifbarer Nähe. Die Abteikirche rauchte noch, aber schon vor einer Stunde war das Dach eingefallen und hatte die Leichname der Guten und der Bösen unter glühender Asche begraben.

Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit hatten die Normannen sich zurecht gefunden, Kundschafter waren jetzt nach allen Seiten ausgeschickt, von der königlichen Pfalz auf dem Tettenbusch klang das laute Rufen normannischer Stimmen, im Dorf Prüm hatten sie sich häuslich eingenistet, die kurze Rastzeit nach Möglichkeit zu benutzen.

Im Kapitelsaal saßen die Führer beim Frühmahl, Rolf Ringbeißer stark und fröhlich nach der durchkämpften

Nacht, neben ihm, den Hochsitz des Abtes mit ihm teilend, Isolde in ihrer Silberbrünne, weiche Edelpelze um die Schultern, taufrisch, als sei sie eben aus den ordnenden Händen ihrer dienenden Frauen hervorgegangen. Den Helm hatte sie auf den Tisch gelegt und sprach mit Glum Geierson, ihrem getreuen Schildhalter, von den Erlebnissen der letzten Stunden.

„Wir beide und unsere Krieger," rief der Sänger zu Ringbeißer gewendet, „hatten in der Königspfalz am Tettenbusch weniger Mühe, als ihr hier unten, ausgestorben das ganze Nest, das Vieh brüllte an leeren Krippen, kein Mann, kein Weib dort, aber auch kein Gold, kein Kleinod, um Isoldes Hals zu schmücken. Aber wenigstens Ruhe für die Nacht, auf dem Pfühl des Pfalzgrafen schlief Isolde, und wir hielten die Wache. Wahrlich, Hug von Lothringen hat uns in ein reiches Land geführt!"

Nun berichtete auch Ringbeißer von seinen Kämpfen und daß auch im Kloster alles verlassen gewesen sei, „nur eine Handvoll ungefüger Streiter rannte zwecklos umher, mir scheint, daß sie sich durch guten Trunk für die Verteidigung vorbereitet hatten."

„Aber wo ist Hug, der Blinde?"

„Er ging mit seinem Knecht zu den Wagen der Gefangenen draußen im Hofe."

Wohl horchte Isolde auf, aber da kamen die Kundschafter zurück und erzählten, was sie erfahren hatten. Eine Anzahl Landleute hatten sie in Verstecken gefunden, und die

gaben unsichere und verwirrte Auskunft, die meisten nannten Dasburg; deutlicher aber sprachen die Spuren. Zwei Pfade im Schnee hatte man entdeckt, der eine, schmal nach Norden, der andere, breit, mit Gepäck bestreut, nach Westen.

„Man hole Hug von Lothringen herbei!" Und während die normannischen Edlen, die auch hier wieder, wie im Lager an der Maas, mit ihrem Könige tafelten, in lautes Gespräch sich vertieften und ihre Taten priesen, schaute Ringbeißer sinnend vor sich hin.

„Was grübelst du?" fragte Isolde schmeichelnd.

„Wie gefällt dir, Isolde, dieses Land?"

„Gar prächtig finde ich die Täler und schroffen Berge hier, und von den Höhen schaut man auf manche Siedelung, und weite Wälder sind da zu lustiger Jagd! Und sind die reichen Länder an Mosel und Rhein nicht so nahe, daß ein starker König wie du sie leicht gewinnen wird? Ich, wenn du mich fragst, ich will hier bleiben!"

„So nehme ich dieses Land, Isolde, für mich in Besitz! Und doch graut mir vor diesen finsteren Forsten! Ich weiß nicht weshalb, aber graue Sorge beschleicht mich, so lange ich das qualvoll blasse, gespannte Antlitz des Blinden in unserem Kreise sehe, kein Glück hat mir bisher seine Führerschaft gebracht, wenig Gold, viele Männer gefallen und nun das Kloster geflüchtet!"

Da schlürfte Hug von Lothringen herein, von dem struppigen Walko geleitet.

„Komm her, Blinder, und horche, was ich dir sage!"

Hug sah verfallen und eingeschrumpft aus, die schnelle Waffenfahrt, welche den Normannen ihre Spannkraft erst wiedergegeben hatte, grub in sein Gesicht bleiche Schatten, am meisten zehrte an ihm aber der Groll, daß die Mönche doch nicht von dem normannischen Schwerte niedergehauen wurden in der vergangenen Nacht.

Rolf Ringbeißer beschrieb die beiden Spuren.

Lange dachte der Blinde schweigend nach, dann aber sprach er: „Wenn ich die Sitten und Ängste der Mönche recht kenne, so glaube ich, daß sie sich in ihre neue Feste Dasburg gerettet haben, dort halten sie sich für sicher. Wo könnten denn Farabert und die Seinen, die schon im Sommer sich nicht in das Gewirr der einsamen Sümpfe, Wälder und Moore dort oben in der Schnee-Eifel wagen, dies im grausen Winter tun wollen. Ich glaube, daß du, König Rolf, in Dasburg Mönche und Schatz finden wirst, zugleich auch eine Burg, zu deiner Königsburg geeignet, hochliegend, breit genug und gut zu verteidigen, wenn tapfere Männer darin sind, die Klosterleute aber wird dein Ansturm sogleich niederzwingen. Hast du erst Dasburg, so ist es später leicht, Mürlenbach und die anderen Burghäuser zu brechen, die Gefahr aber ist, daß die Mönche den Schatz weiter ins Land führen, darum eile!"

Allzugut erinnerte sich der Blinde an einen früheren Beschluß des Kapitels der Brüder von Prüm, daß sie bei Gefahr und plötzlicher Not nach Dasburg in die neue Feste

sich zurückziehen wollten, darum redete er auch dem Seekönig so sehr zu, sich dorthin zu wenden, und als er Isolde an der Stimme erkannte, schilderte er auch ihr die Burg so lebhaft, daß sie selbst, von einer kindlichen Neugierde erfaßt, danach verlangte, die Stätte zu sehen, auf der Rolf Ringbeißer sein Königsschloß erbauen werde.

Es wurde also im Rate der Führer beschlossen, am nächsten Tage nach Dasburg weiter zu ziehen, heute aber einen Rasttag zu machen, um Mann und Roß sich erholen zu lassen.

Aber wie anders war ein normannisches Kriegslager. Da standen Wachen auf allen Seiten, da war die Mauer gut besetzt, das Tor verrammelt; sogar bis auf die Gipfel der Berge streiften unablässig die Kundschafter, blanke Hörner hingen ihnen an der Seite, bei der ersten Gefahr brauchten sie nur hinein zu stoßen, dann war im Augenblick das ganze Lager kriegsfertig.

Als die meisten Männer die Kapitelhalle verlassen hatten, um nach ihren Scharen zu sehen, sagte Isolde leise und fast schüchtern zum König: „Ich bin gar nicht traurig, daß kein Gold erbeutet worden und keine edlen Gewänder. Ich sehne mich viel mehr nach Burg und Hof, nach einer Ruhe auf all die Wanderfahrt Allzuviel Männer sah ich fallen in diesen Tagen, allzuviel Hütten brennen und Frauen erschlagen werden, ich möchte mit dir leben und glücklich sein, im Forst jagen und die Saat reifen sehen, und Saitenspiel hören und Feste feiern, das möchte ich!“

„Da sei ohne Sorge, Isolde, Dasburg wird unser sein, und du wirst da ausruhen können, so lange du magst. Noch heute sende ich Boten an die Maas ins Lager, daß sich der ganze Zug bereit halten soll, dann sollen die Schiffe verbrannt werden, und Rolf Ringbeißer wird ein König über deutsches Land sein!"

Wohl sprach Rolf das zuversichtlich, aber eine finstere Falte stand auf seiner Stirn. Da schaute sich Isolde um, aber weder Glum Geierson, noch der Blinde waren zugegen, darum schlich auch die Bretagnerin hinaus. Eine flüchtige Lust hatte sie ergriffen, nach den Gefangenen zu sehen.

Auf den weitläufigen Höfen des Klosters herrschte emsige Geschäftigkeit, mit Geschrei und Lachen jagten die kriegerischen Gesellen den Hühnern und Pfauen nach und suchten das vor solch ungewohnter Verfolgung kreischend flüchtende Geflügel mit ihren langen Schwertern aufzuspießen; andere hatten einen Ochsen erschlagen, zerteilt und brieten nun an einem Spieße, der aus einer Lanze hergestellt war, mächtige Stücke des Tieres am offenen Feuer; andere stöberten noch in den zahlreichen Gebäuden der Klosteranlage herum. Sie waren nicht eben sehr verstimmt über die geringe Beute; was heute nicht weggenommen wurde, hofften sie morgen zu gewinnen; so lebten sie guter Dinge in den Tag hinein, mit dem Wein aber waren sie sparsam, denn sie fürchteten die Schlaffheit.

Auf dem Teil des Hofes, der am nächsten beim Haupttore lag, waren einige Wagen aufgestellt, darauf hatten die Normannen in buntem Durcheinander die Beute des bisherigen Zuges untergebracht, es waren leichtgebaute Gefährte mit hohen Rädern, die, von vier Pferden gezogen, den Reitern schnell folgen konnten. Neben dem Gold und Silber, den seltenen Pelzen und Gewändern, die in den Wagen aufgestapelt waren, standen Frauen, Knaben und Mädchen, die als Kriegsgefangene den Siegern folgen mußten. Da waren Augen, die hatten sich ausgeweint und blickten starr und gleichgültig auf das fremde Gewühl, andere, die weinten noch oder schauten trotzig und haßerfüllt.

Als hätte sie eine kalte Hand im Nacken ergriffen, so schauderte Isolde zusammen, als sie den stummen Jammer dieser Gefangenen sah. Leicht nickend erwiderte sie den ehrerbietigen Gruß des Wächters, der, den Speer in der Hand, auf die Schar zu achten hatte. Um einen Wagen herumlugend, sah Isolde den Blinden, von seinem Führer gestützt, neben einem der gefangenen Mädchen stehen und mit scharfer Stimme auf es einreden.

„Nun, Hildegard, Burkhardts Tochter, reden wir ein anderes Wort, euer Hof liegt in Asche, du selbst bist eine Magd, ich aber, Hug von Lothringen, ziehe einem siegreichen Heere voran! Wo ist nun dein Vater, erschlagen vielleicht schon, wo ist der Mürlenbacher Graf? Wir sind Herren im Lande!“

Wohl zuckte Hildegard zusammen, als von ihrem Vater und Rotmar das Wort fiel, aber stumm wendete sie sich ab.

Da ließ der Blinde von Walko seine Hand auf Hildegards Schulter führen, und dann sprach er mit einer grellen, zerbrochenen Stimme: „Wohl, du schweigst, aber ich werde nicht schweigen, höre mich, Burkhardis Tochter, ich, der Blinde, führte die Normannen herbei, hier werden sie bleiben und über euch herrschen; so aber werde ich zu Rolf Ringbeißer reden: ein Reich schenkte ich dir, nur einen Dank will ich dafür von dir haben, ein Stück der Beute soll mein sein, und das ist Hildegard von Sarbodesdorf!"

Noch immer blieb Hildegard stumm, ungeduldig schüttelte sie der Blinde, da erhob sich aus dem Knäuel der Gefangenen ein junger Mensch, der hinkte gewaltig auf einem Fuße.

Zu einem fröhlichen Lächeln krausten sich die Lippen Isoldes, wortlos schwankte nämlich der Hinkende auf den Blinden zu und trat ihn unversehens auf den Fuß, kreischend griff der Blinde in die Luft. Der Wächter sprang hin, und während er den Krüppel am Genick faßte, schalt er laut: „Schon dreimal habe ich dich Narren von den Wagen weggejagt! Kein Mensch kann dich gebrauchen! Was willst du hier? Das nächste Mal, daß ich dich greife, ersticht dich meine Lanze!" Aber der hinkende Mensch verstand die normannische Sprache nicht und schwankte

wieder an seine Stelle zurück; es war Anshelm, der junge Knecht, der seine Herrin nicht verlassen wollte und durch sein gutgespieltes Hinken jeden Verdacht von sich abwälzte.

Als der Blinde, nun erst recht in Wut, wieder an Hildegard sich herandrängte, sprang Isolde leichtfüßig vor und sagte mit herber Stimme: „Du, Hug von Lothringen, sollst zu den Männern gehen, nicht ziemt es dir, gefangene Frauen zu schrecken!"

Schon hatte der Blinde ein hartes Wort auf der Zunge, da besann er sich und ging mit einem höhnischen Neigen des Kopfes an Walkos Arm weg.

Isolde aber reichte Hildegard die Hand: „Hildegard heißt du, Schwester," so sprach sie in ziemlich gebrochenem Deutsch, „es soll dir kein Leid geschehen, du sollst bei meinen dienenden Frauen sein."

Da blickte die Tochter Burkhardts auf und drückte schüchtern die zarte, mit vielen Ringen geschmückte Hand Isoldes.

„Woher kennst du den Blinden?"

Hildegard erzählte das Schicksal der letzten Monate.

„Du Arme," sagte da Isolde und zog fröstelnd den Marderpelz um das schmiegsame Silbergeflecht ihrer Brünne, „nicht bei den dienenden Frauen sollst du sein, wie eine Schwester will ich dich halten in meinem Palast; es liegt eine Feste hier in der Nähe, Dasburg nennt ihr sie, dahin werden wir ziehen, noch morgen früh, da werden wir

bleiben und eine Königsburg bauen, schöner als du sie je gesehen hast, da werden wir hausen und ausreiten, Freundin, auf schmucken Zeltern und Blumen pflanzen und glücklich sein. Rolf Ringbeißer ist ein furchtbarer Kriegsmann, jetzt wird er ein guter und milder König sein für euch alle, denn wo ein starkes Schwert herrscht, da ist gut pflügen und säen und ernten und frauliche Arbeit tun! Laß dein Weinen, es soll dir gut gehen, Freundin!"

Damit verließ Isolde die Tochter Burkhardts, die mit gesenktem Haupte dasaß und unablässig von Schluchzen geschüttelt wurde. Das schlanke, bretonische Mädchen ging mit stolzen, königlichen Schritten, über die Trauer Hildegards fast unwillig die Locken schüttelnd, zu dem Wächter und bedeutete ihn, daß diese Gefangene unter ihrem besonderen Schutz sei und daß keiner, auch der blinde Lothringer nicht, sie bedrohen dürfe.

Es war aber einer, der hatte gar aufmerksam zugehört, nun erhob er sich, hinkte an Hildegard vorbei und flüsterte, ohne sie anzusehen: „Nun weiß ich, wohin sie sich wenden, nun gehe ich und hole Hilfe, und wenn ich die Buchen am Apertsberg bewaffnen müßte! In Dasburg, Herrin, bin ich wieder bei dir!"

Dann schaukelte der Listige bedächtig auf den Wächter zu, durch abenteuerliche Zeichen und ein unbeschreiblich dummes Grinsen tat er ihm kund, daß er das Hocken bei den Wagen satt habe und lieber wieder draußen sein Glück versuchen wolle.

Die Wache, durch Isoldens Befehl milde gestimmt, stieß mit der umgekehrten Lanze nach ihm und lachte: „Mach dich fort, du Narr, krumme Beine können wir Normannen nicht gebrauchen!"

Niemand war froher als Anshelm, wenn er auch die Worte nicht verstand; er hinkte zum Tore hinaus. Als er am Tettenbusch vorbei in den Wald kam, konnte er schon besser gehen, als er aber die äußersten Wachen vermieden hatte, flog er schneller, als ein Pferd laufen kann, ins Gebirge hinein.

Unterdessen hatten die Führer der Normannen sich vor den ausgebrannten Mauern der Abteikirche zusammengefunden, um an dieser Stätte christlicher Gottesverehrung dem Göttervater Odin ein Opfer darzubringen. Unter dunklen und feierlichen Gesängen war ein Roß erstochen worden, mit dem hervorquellenden Blute hatte Glum Geierson, welcher der Wahrsagerkunst kundig war, eine Handvoll kurzer Stäbe, in die er Runen eingeritzt hatte, besprengt und diese mit schnellem Wurf auf ein weißes Linnentuch verstreut. Stumm standen die Männer um den Skalden, der mit gesenktem Blick die seltsamen Zackenlinien der ineinandergewirrten Stäbe zu entziffern suchte.

„Strenges Schicksal künden die Runenspäne, ein Ring wird zerbrochen, ein Reich zerstört, eine blinkende Rüstung färbt sich rot durch Freundeshand, aber Frieden wird werden, dir, König Rolf, und Isolden auch!"

Dunkel schaute das Auge des Sängers nun ins Weite,

aber Rolf Ringbeißer hob den Speer und tat beim dampfenden Opferblut den Schwur, in diesem Lande auszuruhen von seinen Heerfahrten und, wie vorher durch Kriegstaten, von nun an durch Weisheit und Friedenswerk den Ruhm der Völker zu gewinnen.

Heil! riefen die umstehenden Führer ihrem König zu. Heil! antwortete es aus den Häusern des Klosters, von den Mauern und Zinnen. Heil König Rolf! tönte es aus der Ansiedlung und von der königlichen Pfalz her.

Tausend Waffen hoben sich, um den Schwur zu bekräftigen.

Fünfzehntes Kapitel.

In Dasburg.

Als die Normannen von Prüm abzogen, hatte sich der Himmel bewölkt, nun, da sie sich ihrem Ziele Dasburg näherten, schneite es unaufhörlich.

Lautlos ritt die Vorhut durch den schon fußhohen lockeren Schnee, lautlos folgte die Hauptmacht, zuerst Rolf Ringbeißer und Isolde, neben ihnen Glum Geierson und Hug von Lothringen, dann die andern Hauptleute und Edlen, langsamer fuhren die beschwerten Wagen, denn die Dörfer um die Abtei herum hatten noch viel Beute hergeben müssen, viel Blut war geflossen, viel Feuer aufgeflammt: die Masse der Krieger umschloß sie, lauter klang im Schnee, der jeden anderen Ton dämpfte, das Weinen und Jammern der Gefangenen.

Gespenstisch tauchten hinter den großen, von keinem Winde getriebenen, immerzu sinkenden Federflocken die

Umrisse der nächsten Berge auf, durch gewaltige Wälder war die Fahrt gegangen, kahle Feldstrecken waren durchquert worden. Keine Streifwache erschien, die wenigen Dörfer, die man auf dem Zuge getroffen hatte, waren verlassen gewesen, die wenigen Menschen, die man flüchten sah, hatte man nicht verfolgt, müde waren die Schwerter des endlosen Mordens. Über Höhen ging es zuletzt, unten lagen die Täler im Schneedunst.

Nun hielt die Vorhut, die Landeskundigen zeigten auf einen grauen Abhang; das war Dasburg. Die Scharen ordneten sich, die Hälfte wurde von Rolf Ringbeißer zur Linken ins Tal geschickt, daß sie die Feste von dort angreife; Glum Geierson sollte sie führen.

„Den Ruhm, Geierson, will ich dir lassen," sprach der König zu ihm, „als erster meine zukünftige Burg zu ersteigen, dein Schildhalteramt bei Isolde aber will unterdessen ich selbst versehen!"

Wohl blickte der Sänger besorgt auf das Mädchen, aber Isolde lachte lustig und sprach zu ihm: „Sei unbesorgt um mich, ich bin in des Königs Händen, da ist gut sein! Dir aber will ich, wenn wir unsere Königshalle dort drüben bezogen haben, einen Mistelzweig um die Stirn legen, damit du würdig unsern Einzug in das Land des Friedens besingst!"

Da zog Glum Geierson mit seinen Kriegern weg.

Eine starke Nachhut blieb bei den Wagen, die nur langsam vorrücken sollten. Der König aber gebot seiner

Schar, sich zu rüsten. Da stiegen sie von den Rossen und brachten Leitern herbei, die an den Wagen gehangen hatten, Spitzhauen und Beile und allerhand Belagerungsgerät, Häute auch, um sich darin zu bergen, und große Schilde.

Keine Stunde war vergangen, da stürmten die Männer näher auf die Mauer zu, allen voran Isolde und Rolf Ringbeißer, das Mädchen strahlend vor Kampflust, ihre Brünne, auf der die antreibenden Schneeflocken gar bald wegschmolzen, blinkte hell, funkelnd leuchtete ihr Helm mit dem zackigen Zierat.

Der König horchte aufmerksam; da endlich, als sich vom Tal das Gellen der Normannenhörner vernehmen ließ und des Sängers donnernder Kriegsruf, verließ er das Gehölz, in dem er bisher noch gehalten und kletterte mit den Seinen den Abhang hinauf.

Wenige Verteidiger zeigten sich auf den Zinnen, die meisten waren wohl nach der anderen Seite gelaufen, um dort dem vermeintlichen Hauptangriff zu begegnen. Auf ein etwas zurückliegendes kleines Tor richtete die Schar des Königs ihren Lauf.

Nun erscholl auch von den Mauern Geschrei, wohl flogen Pfeile, Balken und Steine, wohl sank hier und da ein Mann von einem Wurfspieß getroffen, aber unterdessen hatten wütende Hiebe in das Tor eine Bresche geschlagen, Fetzen auf Fetzen fiel vom Holz, und jeden Augenblick erweiterte sich die klaffende Öffnung.

Hug von Lothringen, den der breite Schild seines Füh-

rers deckte, wurde, keuchend vor Erregung, in der Masse der Stürmenden weitergeschoben. Auf seine eigene Bitte war der König bereit gewesen, ihn am Angriff teilnehmen zu lassen.

Nun fiel das Tor zerschmettert zusammen, aber aus der Wölbung drang ein dichter Haufen von Streitern, da waren Ritter und freie Franken aus der Umgebung, der streitbare Pfarrherr von Waxweiler, Mönche sogar, wie Gerung und Eigil, Bauern, die Keulen schwangen, alle bereit, ihre letzte Zuflucht mit ihrem Leben zu verteidigen.

Aber die kampfgewohnten Normannenschwerter brachen sich wuchtig einen Weg in die unbehilfliche, durch ihre eigene Dichtigkeit und ihren vorschnellen Übereifer behinderte Menge. Da sauste die Lanze Isoldes und traf Eigil, den getreuen Wildwart des Klosters, und auch Rolf Ringbeißers Streitaxt riß furchtbare Lücken.

Langsam wichen die Verteidiger hinter den Wall ihrer erschlagenen Brüder zurück, noch hielten sie den Torweg besetzt.

Aber schon gellte schrecklich hinter ihrem Rücken der Ruf um Hilfe, auch vom Tal her rief Glum Geierson zum letzten Sturm.

„Weiter, König Rolf," rief Isolde jubelnd, „noch ein Schritt nur, und unsere Königsburg ist dein!"

Die helle Stimme Isoldens feuerte die Normannen zum äußersten an. Aber auch Hug von Lothringen wurde von einer unbezwinglichen Kampflust ergriffen, schon hatte ihm Walko immer den Stand des Angriffs gemeldet.

„Gib mir den Bogen, Walko, ich muß einmal wieder Waffen fühlen!“ keuchte er nun.

Walko gab ihm den Bogen und einen Pfeil. Der Blinde legte den Pfeil in die Kerbe: „Wo sind die Kuttenträger, wo ist Gerung?“

Da warf Walko den Schild über die Schulter und führte dem Blinden die Hand, so spannten beide den Bogen, Walko zielte in die Menge der Verteidiger, in dem Augenblick traf den Blinden ein Stoß der nachdrängenden Krieger, der Pfeil irrte ab, und mit klagendem Aufschrei sank Isolde, die Schwertjungfrau, vom Rücken aus ins Herz getroffen, nieder, die Silberbrünne hatte dem Pfeil aus nächster Nähe nicht Stand gehalten.

Rolf Ringbeißer, der König, stieß ein tierisches Kreischen aus, er erblickte noch den nachzitternden Bogen in der Hand Walkos, niedersauste seine schwere Streitaxt auf den runden Schädel Walkos, so daß der Erschlagene schrittweit in die Reihen der stürmenden Normannen fiel, dann nahm der König, sinnlos vor Schmerz, den Körper Isoldens in den linken Arm und bohrte sich, von den Seinen gefolgt, schildlos, mit rasenden Schwerthieben einen Eingang in die Burg.

Wer von den Verteidigern noch lebte, flüchtete schreiend nach dem Hauptturm.

Von den anderen wurde Hug der Blinde in die Burg geschoben, vergeblich fragte er, Walko antwortete nicht mehr, er war allein.

Auch Glum Geierson war nun eingedrungen, und die Normannenschar wütete unter der Besatzung; die Kunde, daß Isolde gefallen sei, verbreitete sich, da wurde keiner geschont, keine Frau, kein Kind, Mönche sanken da in den Schnee und ergraute Ritter.

Unterdessen aber kniete Rolf Ringbeißer bei Isolde, die er bei einer Scheune in den Schnee gebettet hatte, langsam wurden die Hände, die er in den seinen hielt, kalt, der lebenslustige Mund war noch ein wenig geöffnet, als wollte er jubeln über den Sieg, die kleinen, weißen Zähne schimmerten, die sonst so krausen braunen Löckchen legten sich, von Schnee beschwert, an die wachsbleiche Stirne.

Auf der Brünne aber schmolzen die Flocken nun nicht mehr weg, langsam hüllten sie den regungslos in seinen Schmerz versunkenen König und die Tote ein.

Glum Geierson griff den Hauptturm an, da war unten kein Eingang, und nur in einer Höhe, an die die längste Sturmleiter nicht heranreichte, war eine Türöffnung angebracht, die sonst mit der nächstgelegenen Herrenhalle durch eine jetzt hochgezogene Holzbrücke verbunden war. Und immer wieder trafen wohlgezielte Pfeile aus dem Turm die Angreifer, die schon in einer Stärke von mehreren Hunderten an dem letzten Bollwerk des Feindes zusammengeströmt waren.

Glum Geierson wußte Rat; auf seinen Befehl trugen die Normannen alles Bewegliche zusammen, das ihnen in die Hände fiel, Kasten und Hausgerät, die Leichen der

Erschlagenen, Balken und Bohlen, tote Tiere, Wagen und Ackergerät. Dazwischen stampften sie Schnee, hundert Hände waren unter breiten Schilden und Häuten rastlos beschäftigt. So stieg und stieg fieberhaft schnell ein Berg, schon war die Hälfte der Höhe zu dem Eingang überwunden, schon blieb nur noch ein Viertel übrig, jeder Steinblock, den die Verteidiger hinunterschleuderten, um das verderbenbringende Anwachsen des künstlichen Berges zu hindern, erhöhte ihn nur noch. In ihren Mänteln trugen die Stürmenden Schnee und Erde herbei, nun reichte schon der Axthieb an die Holzverschalung des Eingangs. Zwanzig Äxte trafen zugleich, ein prasselnder Regen von Lanzen und Pfeilen mähte die Verteidiger nieder. Jetzt sprang mit gewaltigem Schwunge Glum Geierson, der Sänger, allen voraus in den Bau, wohl blutete er bald aus mehreren Wunden, wohl fiel da noch mancher von den Stürmenden unter den Keulenschlägen verzweifelter fränkischer Bauern. Aber bald verkündete das Erscheinen der Normannen oben auf den Zinnen, daß das Kampfgebrüll und Röcheln, das im Innern des Turmes wogte, der Todesschrei der letzten Verteidiger sei.

Rolf Ringbeißer, der Seekönig, saß noch immer bei der toten Isolde, sein Blick war verschleiert, als schaue er in weite, dunkle Ferne. Die Hand der Toten wurde starr, die Schneedecke auf der Brünne und dem erkalteten Antlitz wuchs und wuchs.

König Rolf ließ sie wachsen und blieb unbeweglich.

Und wie der Schnee eine weiße, verschwommene Maske um Isoldens Gesicht legte, so schien es auch dem Versunkenen, als ob die Erinnerung an diese Züge unerbittlich immer mehr weggewischt würde aus seinem Gedächtnis. Darum siedeten ihm die Augen über, aber unbeweglich blieb er bei der Leiche.

Die Wagen mit der Beute und den Gefangenen, von der Nachhut geleitet, fuhren am Burgberg vorbei ins Tal und hielten an den verlassenen Hütten der Siedelung. Die Gefangenen brachte man in einem Hause der Feste selbst unter. Auch die zurückgebliebenen Streitrosse der Normannen wurden in die Ställe geschafft.

Oben aber vollendeten die Normannen die Eroberung der Burg, sie durchsuchten die Hallen und Wirtschaftsgebäude, manch einen, der sich in ruhmloser Angst versteckt hatte, als der Kampf ausbrach, zerrten sie hervor und erschlugen ihn.

Ungeheure Schätze fanden da die Plündernden, goldene Waffen und Wehrgehänge, Ketten und Schmuckstücke, der ganze Reichtum des umliegenden Landes war auf die Feste geflüchtet worden; auch Leuchter und Kreuze und kostbare Reliquien aus dem Klosterschatz; alles aber schleppten die Krieger zu ihrem König, der noch immer neben der Scheune im Schnee die Totenwacht bei Isolde hielt.

In weitem Kreise standen die Krieger um ihn, und keiner wagte das erste Wort an den König zu richten.

Da tönte ein vielstimmiger Kriegsruf von einem der

Türme her, die bei dem Burgwalle gegen den Berg zu standen. Streifende Normannen hatten den Turm verschlossen gefunden und waren von einem Steinhagel empfangen worden.

Unlustig weiteren Schwertkampfes ließ Glum Geierson Reisig aus den Vorratshäusern bringen und Stroh aus den Scheunen, Balken und mürbes Holz warfen sie dazu, Fackeln flogen, und bald loderte der ungeheure Stoß rund um den Turm; schon ergriff die Flamme die Holzverkleidung und fraß weiter.

Da erschienen in den Schießscharten die blonden Köpfe fränkischer Knaben, mit großen, blauen Augen suchten sie hinter dem lodernden Brande ihr Ziel, und von den normannischen Bedrängern sank mancher blutend in den aufgewühlten Schnee. So schossen die edlen Frankenkinder, die Zöglinge der Klosterschule von Prüm, so lange, bis ihnen von der Glut die Sehne an den Bogen versengt wurde.

Und mit ihnen kämpfte Sintram, ihr tapferer Lehrer.

Als aber die Lohe über den kleinen Streitern Gottes zusammenschlug, da wurde kein Wehklagen laut und kein Schmerzensruf, siegreich klang aus der heulenden Flamme, von Sintrams gewaltiger Stimme geführt, schwächer und schwächer werdend, der Chor der fränkischen Knaben: „Laudate pueri dominum, laudate nomen domini!“

Sechzehntes Kapitel.

Die Normannenschlacht.

Während unten in den Tälern die Flocken langsam und senkrecht niedersanken, herrschte auf der Höhe des Gebirgskammes am schwarzen Mann dichtes und rastloses Schneegestöber, starker Westwind trieb die Schauer über Heidegestrüpp, Urwaldforsten, Moore und auch über die Kluft, in der sich die Flüchtlinge von Prüm eingerichtet hatten.

Im Wirbel des weißen Schnees tauchten von allen Seiten Gewappnete auf, Rosse wurden geführt und geschirrt, Mönche und Hörige suchten behülflich zu sein, Rotmar, Burkhardt und der von Vianden berieten stehend den Plan, alle brannten darauf, los zu ziehen. Rotmar und der Vogt wußten, daß jedes Zögern ihnen vielleicht für immer Hildegard entreißen würde, der Viandener hatte einen Sohn in der äußeren Klosterschule. So floß die Not des einzelnen mit der allgemeinen Not zusammen.

Anshelm und andere Boten hatten genaue Kunde von dem Wege der Räuber gebracht, nun warteten die Scharen nur noch auf das Eintreffen Gibbichs.

Da kam er auf einem weißen Pferde geritten, wie eine Fahnenstange hielt der alte Einsiedler ein armdickes, schweres Kreuz mit schmalem Querholz in den Händen. Unabsehbar folgte ihm sein Aufgebot, ein wildes Geschlecht, die Roß- und Schweinehirten aus den Bergen, die hörigen Handwerker und Schmiedegesellen von den Höfen; freie Bauern mit langen Bärten, rußige Männer von den Kohlenmeilern, alle mit Schnee bestaubt; da waren rostige Schwerter und Bärenspieße und gewaltige Keulen, Schilde aus rasch zusammengehämmerten Brettern und andere, erzbeschlagen, altersgrau, auf denen schon die krummen Waffen der Avaren zu Karls des Großen Zeiten zersplittert waren. Mancher Mönch schritt da gewaffnet zu der Menge Gibbichs, mancher Knabe auch aus der inneren Klosterschule.

Wenige Worte nur wechselten die Führer, kurz nach Anbruch des Abends sollte die feste Dasburg von drei Seiten gestürmt werden.

Der Abt und die Brüder kamen, Farabert schritt auf Gibbich zu und bat ihn, den Segen zu geben.

Der lehnte bescheiden ab; da hob Farabert die Hand, erteilte Vergebung der Sünden und flehte die Hilfe des Himmels auf die Fahrt herab.

Lautlos verschwanden die Massen im Schneegestöber.

In Rotmars Antlitz glühte die furchtbare Spannung der letzten Stunden. Gibbich ritt an seine Seite und reichte ihm die Rechte. Die Gewalt der Sehergabe strahlte aus seinem Auge.

„Wir ziehen in die Schlacht, Rotmar," so sprach er, „du wirst Hildegard im Arme halten auf Dasburg und gute Jahre sehen, ich aber will deinen Vater grüßen, Etmar, meinen alten Waffengenossen, oben in den Sälen des Himmelsherrn!"

Dankbar und erschüttert zugleich schaute Rotmar den Einsiedler an, der aber verschwand zu den Seinen, und über ihm flogen mit schwerem Flügelschlage die beiden Raben.

Der Schnee wolkte auf unter den Hufen der westwärts strebenden Rosse, Gibbich zog links auf das untere Urtal zu, Rotmar und die beiden anderen auf dem geraden Wege nach Dasburg.

Die graue Dämmerung der Schneenacht brach früh über die rauchbedeckte Feste herein. Wohl sandte Glum Geierson ein paar Wachen auf die Felder und ins Tal, aber niemand dachte daran, die in Bresche gelegten Mauern und Tore auszubessern, so sehr verwirrte die Normannen der Tod Isoldens und die verzweifelte Trauer ihres Königs.

Nun trat, vom Qualm des Feuers geschwärzt und

von Blut gerötet, Glum Geierson zu Rolf Ringbeißer, legte die Hand auf die Schulter des Königs und sprach mit unsicherer Stimme: „Die Feste ist unser, was befiehlst du? Wir alle trauern wie du, unser köstlichstes Gut ist uns genommen, da diese holden Augen sich geschlossen haben!"

Aber der König rührte sich nicht und starrte mit einem dumpfen, murrenden Laut auf die tote Isolde.

Da begann der Sänger wieder: „Was sollen wir tun, Rolf Ringbeißer, vergiß nicht, daß unser Geschick in deiner Hand liegt."

Noch immer blieb der König unbeweglich, da erhob sich ein Gemurmel unter den Kriegern, und Geierson sprach laut: „Der König gehört nicht seinem Schmerze, der König gehört seinem Volke!"

Da sprang Rolf Ringbeißer auf, seine Augen waren blutunterlaufen, sein Mund bebte schrecklich, jede Farbe schien aus dem Gesichte gewichen: „So schichtet einen Holzstoß auf, höher als den Turm dort, und schlagt die Gefangenen tot, alle, alle, die wir haben, und legt sie auf den Scheiterhaufen, und Rosse stecht nieder und legt sie dazu und alle Schätze, die wir haben, ich will den ersten Feuerbrand darauf werfen, da soll Isolde ..."

Ein scharfer, heller Hornruf in der Nähe der Mauer unterbrach ihn, unwillkürlich horchte er, zugleich aber klang von der Mauer her der Ruf: „Zu den Waffen!"

Wie von einem Wirbelwind war da im Augenblick die

stumme Kunde der Krieger um ihren trauernden König weggeweht. Der sank, wie trunken vom Leid, wieder in den Schnee und hielt weiter seine Totenwacht.

In der Feste aber wuchs das Waffengetümmel. Durch die Tore waren von zwei Seiten die fränkischen Männer eingebrochen, keinen Kriegsruf stießen sie aus, in verbissenem Ingrimm fielen hageldicht ihre Hiebe. Manche von den Angreifern saßen noch auf Rossen, andere kämpften zu Fuß. Unbekümmert um das eigene Leben, nur beherrscht von dem wütenden Zorn gegen den normannischen Feind, der ihnen Hof und Herd zerstört, ihre Frauen und Kinder erschlagen oder in die Einöde gejagt und die Heiligtümer eingeäschert hatte.

Rotmar, dessen Roß gefällt worden war, stürmte gegen Glum Geierson, der mit unablässigem Ruf seine Krieger anfeuerte und zu einer Schlachtordnung zusammen schließen wollte. Der Mürlenbacher schleuderte seinen Speer auf den gewaltigen Recken, der aber ließ durch eine schnell zuckende Bewegung seinen Schild die Waffe auffangen, und zersplittert sank der Schaft nieder. Da griffen sich die beiden mit dem Schwerte an, schon war der Schildrand des Mürlenbachers zerhauen, und aus dem Schildarme quoll dunkles Blut, da trennte die beiden das Getümmel des Kampfes.

Denn nun strömten aus den Häusern und den Hallen und Türmen immer zahlreicher die Normannen, manch ein Todesschrei aus fränkischer Kehle gellte in die dichte

Schneeluft. Von allen Seiten bestürmt, wurde das fränkische Aufgebot immer mehr gegen die äußere Umwallung gedrängt. Der von Vianden wehrte sich verzweifelt gegen drei Normannen, Burkhardt mußte aus zerschmetterter Hand das Schwert entsinken lassen, nur Rotmar und Isenbrandt sprangen immer wieder keuchend zum Angriff vor, um immer wieder vor der Übermacht mehr zurückweichen zu müssen.

Burkhardt, der nur mit seinem unverletzten linken Arm, der den Schild trug, die Geschosse abwehren konnte, schüttelte ingrimmig den pfeilgespickten Schild und rief dem Mürlenbacher zu: „Wir erliegen, Rotmar . . . das letzte Gericht!"

Da entstand plötzlich hinter dem Rücken der Normannen ein dumpfes Springen und Stoßen, wie ein Vorwärtsdrängen von Tieren klang es; das waren Gibbich, der Einsiedler, und seine Scharen. Mit großen Sätzen kamen sie näher.

„Für den treuen Himmelsgott und unser Land!" klang Gibbichs Schlachtruf. Er hatte sich geschworen, ohne Waffe das Kreuz in die Feinde zu tragen, um die Seinigen dadurch zum verzweifelten Angriff anzuspornen. Nun aber, da er die Speere auf sich gerichtet sah, überkam ihn jäh die Streitlust vergangener Tage, mit beiden Händen umspannte er das heilige Kreuz, wie eine gewaltige Keule schwang er es, so stürmte er, mit jedem Hiebe Feinde niederschmetternd, in den dichtesten Knäuel der Normannen



hinein; nachfolgten die Roßhirten, deren Wolfspelze vom Schnee starrten, und die Bauern mit ihren Spießen und die Schmiede mit ihren eisernen Stangen.

Furcht ergriff da die normannischen Streiter vor dem ungefügen Riesen, von dessen Mantel jede Waffe abprallte.

Der erste aber, den die Keule Gibbichs fällte, war Glum Geierson, der Sänger. Mit gurgelndem Aufschrei sank er in den blutbesprengten Schnee.

Als nun auch Rotmars Schar von der anderen Seite wieder angriff, flüchteten die eingekreisten, führerlosen Normannen rückwärts.

Da tönte aber eine donnernde Stimme: „Steht, Männer, der Sieg ist unser!"

Und in voller Wehr, doch ohne Helm, stand Rolf Ringbeißer, der König, vor den Seinen.

Auf ihn zu Rotmar von Mürlenbach; ehe ein Wort fiel, kreuzten sie die Klingen.

Aber die Totenwacht im Schnee hatte des Königs Glieder steif gemacht, Schritt für Schritt mußte er vor dem wütenden Ansturm Rotmars zurückweichen. Mehr und mehr zog sich der Kampf an die Stelle, wo zwischen den Scheunen die Leiche Isoldes im unaufhörlich wachsenden Schnee versunken war.

Wieder trennte der Wirbel des Kampfes im Dunkeln die beiden erbitterten Streiter.

Da rannte Gibbich, der Alte, gegen den Seekönig. An einer vorstehenden Dachfirst verfing sich das Kreuz, die Keule des streitbaren Einsiedlers, und schon fuhr ihm das kalte Eisen Rolf Ringbeißers in den Hals, die Schlagader durchschnitt es, und Gibbich sank stumm hin.

Zwei Raben aber flogen mit kreischendem Laut um des Königs Haupt, sie stießen mit den Schnäbeln nach seinen Augen, sie verdüsterten mit ihren großen, schwarzen Flügeln seinen Blick, und als nun Rotmar endlich im Dämmer seinen Gegner wiederfand, konnte er den Ermatteten, der sich verwirrt und erschüttert gegen die schwarzen Vögel wehrte, mit dem ersten Axthieb erschlagen.

Da floh auf schnellen Rossen, wer von den Normannen noch lebte, in die Nacht hinaus gegen Westen auf den Maasfluß zu. Was ein jeder von erbeutetem Golde ergreifen konnte, schleppte er mit.

Als die Wächter an dem Hause, das die Gefangenen barg, die Wendung des Kampfes wahrnahmen, wollten sie in den Bau, um die Gefangenen zu erschlagen. Da griffen sie unversehens mit geschmeidiger Wucht Isenbrandt, Anshelm und einige Knechte an; kurz war das Handgemenge, dann flohen auch die Wächter fort zu den Rossen.

Gesäubert war die weite, verwüstete Burg von den Normannen.

Rotmar eilte, noch hochaufatmend von dem Zorn des

Kampfes, zu Hildegard, die schon damit beschäftigt war, einen Verband um die verwundete Rechte ihres Vaters Burkhardt zu legen. Da sank die Gerettete weinend an die Brust des Mürlenbachers und schluchzte: „Nun soll uns nichts mehr trennen, keines Feindes Schwert!"

„Und keines Königs Wort," sprach Rotmar leise.

Dunkle Nacht war es nun geworden, die ermüdeten Streiter ruhten in den Hallen, andere suchten zwischen den Mauern und Türmen nach Verwundeten und nach geliebten Toten. Das Wimmern der Sterbenden erfüllte die dumpfe Schneeluft, Verwünschungen klangen auf die Räuber und jene, die sie hergeführt hatten.

Da schlich tappend und tastend Hug von Lothringen an den Mauern entlang; in einen Winkel hatte er sich geduckt, nun trieb ihn der Hunger auf, ohnmächtige Raserei erfüllte ihn, er wußte nicht, weshalb Walko und der König und Isolde und alle die Normannen ihn im Stich gelassen hatten. Er hörte nur den dumpfen Sturmlauf der Franken, das Gewühl des Kampfes und den letzten Todesschrei so vieler Normannen.

Nun, wie er hinschlich, griff manche Faust nach seinem Gewand im Todeskampf, seine Finger tasteten auf erkaltende Körper, zwischen knirschenden Zähnen rangen sich letzte Röchellaute hervor.

Da schüttelte ihn das Entsetzen mit seiner eisigen Hand; er wußte nun, daß alles verloren sei, und griff entschlossen

nach dem kurzen Dolch an seinem Gürtel, um ihn sich in die Brust zu stoßen.

So fand ihn Regino, der Prior von Prüm, der unablässig das Kampffeld absuchte, um den Sterbenden die kirchliche Tröstung zu spenden.

Unhörbar war der Mönch in dem hohen Schnee näher gekommen.

„Was willst du, Hug von Lothringen?" rief er.

Der Blinde prallte zurück, dann aber versuchte er, ohne zu antworten, schnell den tödlichen Stoß zu führen.

Regino entwand ihm die Waffe: „Unerhörten Frevel, Hug von Lothringen, hast du gehäuft, Tausende hast du erschlagen durch deinen meineidigen Verrat, hörst du den Schrei der Sterbenden und das Krachen verbrannter Hütten?"

Da fuhr mit geller, kreischender Stimme der Blinde auf: „So stich mich doch nieder, du, den ich nicht kenne und der mich ein Scheusal nennt!"

„Regino bin ich, von dem Kloster, das du verrietest."

„Dann stich zu, Mönch, weshalb tust du es nicht, ich hasse mein Leben!"

Da richtete sich Regino hoch auf und sprach: „Der Herr, dem wir dienen, Hug von Lothringen, will nicht des Sünders Tod, sondern daß er sich bekehre und lebe, büßen soll er und bereuen, auf daß die Milde des Himmelsherrn walten könne! Ins Kloster folgst du mir, keine Zelle sei dir kalt genug, kein Brot zu hart, kein Trunk zu bitter,

und weil du dein Leben so sehr hassest, sei es wert, in Reue gelebt zu werden, langmütig und allgütig ist der Herr!"

Da sank der Blinde wie eine erlöschende Flamme in sich zusammen und ließ sich willenlos wegführen.

In langen Reihen brachte man am andern Morgen die toten Franken zur Erde. Da mischte sich allzuviel Wehklagen um Alte und Junge in die Freude des Sieges und ließ auch die Trauer um das verlorene heilige Gerät nicht aufkommen.

Die Menge der gefallenen Normannen aber wurde eilig verscharrt, da lagen der König und der Sänger neben dem letzten ihrer Krieger, kaum schütteten die Knechte die Grube zu.

Den Leib Isoldes bestatteten Hildegard und die Frauen an der Stelle, wo man sie im Schnee gefunden hatte. In seidene Tücher aus der Beute wurde sie eingehüllt, in ihrer Silberbrünne, und als die gefrorenen Rasenstücke in das Grab fielen, betete die Tochter Burkhardts ein scheues Gebet für die Unglückliche, die ihr eine Schwester sein wollte auf dem Schlosse des Normannenkönigs Rolf Ringbeißer zu Dasburg.

Als aber die Roßhirten und Bauern nach ihrem Führer Gibbich suchten, da fand ihn keiner, so eifrig man auch nach ihm spähte. Die Stelle, an der ihn die Seinen hatten fallen sehen, war unberührt, nur das Kreuz lag noch da, vom Blute gerötet.

Da schauten sich die Männer erschauernd an und flüsterten: „Gibbich starb nicht, er ist weggegangen, über die Höhen wandert er und durch die Täler; nachts, wenn wir schlafen, segnet er unsere Flur und wendet Unheil von uns ab; so geht er von Jahrhundert zu Jahrhundert, der graue Wanderer, und hütet sein Land!"

Siebzehntes Kapitel.

Beschluß.

Im Sommer, als rings auf den Höhen der Ginster blühte, hielt Rotmar von Mürlenbach seinen Brautlauf mit Hildegard. Bei der feierlichen Einsegnung in der mit einem Notdache gedeckten Abteikirche zu Prüm waltete Farabert zum letzten Male seines Amtes als Abt. Er selbst verkündete den Neuvermählten, den aufhorchenden Hochzeitsgästen und den Brüdern, daß von den Waltboten des Königs Arnulf der königliche Wille überbracht worden sei, der Neroth und Kastellum zwar dem Grafen von Mürlenbach zusprach, das Kloster aber durch Fischereigerechtigkeiten an der Mosel und reiche Weinberge am Rhein entschädigte.

Und diesmal kam kein fremdes Kriegsvolk nach Sarbodesdorf und aß der trefflichen Schaffnerin Falada die Braten weg, die sie eigens für Rotmar so schön braun geröstet hatte.

Farabert, durch die furchtbaren Schicksale des Winters erschüttert, zog sich in das Kloster Sankt Maximin in Trier zurück, um die letzten Tage seines Lebens als einfacher Mönch dem Herrn zu dienen.

Die Brüder erwählten Regino, den Sangeskundigen, zu ihrem Abt, und dieser schor mit eigener Hand dem blinden Hug von Lothringen das gebleichte Haar vom schuldigen Scheitel, als er ihn zum Mönche des Klosters weihte.

Kein Wort vernahm man mehr von dem Blinden, in freiwilliger Stummheit verharrte er bis an seinen frühen Tod.

Die Übungen verrichtete er, wie die Regel des heiligen Benediktus es erforderte, aber kein Mensch hat je erfahren, ob er Reue im Herzen nährte oder mit seinem Gotte haderte.

Das Paar auf Mürlenbach lebte lange und glücklich bis in ein ehrwürdiges Alter. In steter Waffenbereitschaft hielt der Graf Männer und Burgen, und vor allem erzog er die kräftigen Söhne, die Hildegard ihm geschenkt hatte, zu wackeren Rittern; Isenbrandt half ihm dabei.

Aber seitdem zeigte sich kein Normanne mehr in deutschen Landen.

Viele Geschlechter lebten und bauten noch auf der Burg Mürlenbach, später ist sie sogar einmal in den Besitz des Klosters Prüm gefallen, heutigen Tages aber liegt sie längst in Trümmern. Ebenso zerbröckeln die Mauerreste von Ne-

roth und Kastellum auf ihren Höhen in blauer Einsamkeit. Das alte Burghaus in Bettingen ist verschwunden, und die Klostergebäude zu Prüm sind längst durch andere ersetzt und anderer Bestimmung zugeführt. Das kühne Geschlecht der Mürlenbacher ist erloschen, wie das von Vianden und Sarbodesdorf; aber alle die Dörfer stehen noch da wie einst, Mürlenbach und Bettingen, Neroth, Wallersheim und Birresborn und wie sie alle heißen mögen. Da leben und blühen noch wie vor tausend Jahren die alten Namen fort.

Und wenn du an schönem Sommertage hindurchziehst durch all die Eifeldörfer auf fröhlicher Wanderung nach Prüm, der Stadt, und das frische und tätige Treiben auf den Gassen grüßt dich und die Berge stehen daneben noch aufrecht mit ihrem Waldkranz wie vor tausend Jahren, dann winken die alten Zeiten aus der Ferne, und du fühlst, wie der Kreis der Jahrhunderte sich schließt. Die Burgen sind verfallen, die Hütten erstehen immer aufs neue, die Geschlechter der Grafen und Herren sind ausgestorben, die Bauernschaft aber, die uns alle nährt, bleibt immer jung und lebendig.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

: Mainzer Volks- :
und Jugendbücher

Herausgeber Wilhelm Kotzde

Verlag Jos. Scholz in Mainz

Noch immer fehlt es der Jugend an guten Erzählungen größeren Umfanges, welche in Stoff und Form ihren Bedürfnissen entgegenkommen und dabei künstlerischen Gehaltes sind. Hier wird der Versuch gemacht, eine Sammlung solcher Erzählungen zu schaffen, und die Namen des Herausgebers wie der Mitarbeiter bürgen dafür, daß der Versuch gelingen wird. Schon liegen mehrere Erzählungen vor, die deutlich die Richtung des eingeschlagenen Weges erkennen lassen. Die Erzählungen nehmen ihre Stoffe aus der Gegenwart, wie aus der Vergangenheit. Alle zeigen eine reiche, schnell fortschreitende Handlung, die Spannung erweckt. Diese Poesie der Handlung wird den jugendlichen Leser, wie auch jeden Erwachsenen in ihren Bann zwingen. Der Verlag scheut keine Kosten, die Bücher in vorbildlicher Weise auszustatten. J. V. Cissarz, einer der ersten deutschen Buchkünstler, hat dazu die Entwürfe geliefert. Die klare, dem Auge wohltuende Schrift erleichtert auch dem weniger gewandten, vor allem dem jugendlichen Leser die Lektüre. Eine Reihe der besten und bekanntesten Illustratoren stellte sich zur Verfügung. So ist eine Sammlung im Entstehen, die in gleicher Weise den Schüler- und Volksbüchereien, wie auch zu Geschenkzwecken willkommen sein wird. Herausgeber und Verlag betrachten es aber auch als ihre Aufgabe, der Jugend wie den Erwachsenen Erzählungen aus der vaterländischen Geschichte zu bieten, die von ernsten Künstlern geschrieben wurden, und so an ihrem Teil zu helfen, die Freude am Vaterland und seiner Geschichte bei jung und alt zu pflegen. Mögen die Eltern sich mit ihren Kindern an den Büchern erfreuen!

Ihre Mitarbeit haben zugesagt:

Carl Busse, Georg Busse-Palma, Otto Ernst, Hans Eschelbach, Gustav Falke, Carl Ferdinands, Wilhelm Fischer-Graz, Max Geißler, Kurt Geucke, Wilhelm Hegeler, Hans Hoffmann, Adam Karrillon, Eberhard König, Wilhelm Kotzde, Gerhard Krügel, Iven Kruse, Josef Lauff, Otto

von Leitgeb, Meinrad Lienert, Charlotte Niese, Peter Rosegger, Carl Söhle, Heinrich Sohnrey, Wilhelm Speck, Hermann Stegemann, M. R. von Stern, Emil Strauß, Lulu von Strauß und Torney, Ernst Zahn u. a.

Den bildlichen Schmuck werden besorgen:

Georg Barlösius, Joh. Vinc. Cissarz, Robert Engels, Erich Kuithan, Ernst Liebermann, Franz Müller-Münster, Fritz Phil. Schmidt, Hans Schroedter, Georg A. Stroedel, Willibald Weingaertner u. a.

Erschienen sind folgende Bände:

1. Carl Ferdinands, Die Pfahlburg,
2. Wilhelm Kotzde, Im Schillschen Zug,
3. Max Geißler, Der Douglas,
4. Eberhard König, Ums heilige Grab,
5. Gustav Falke, Drei gute Kameraden,
6. Carl Ferdinands, Normannensturm.
7. Wilhelm Kotzde, Der Tag von Rathenow.

Ladenpreis eines jeden mit Bildern geschmückten Buches gebunden 3 Mark. Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Carl Ferdinands: Die Pfahlburg.

Mit Bildern von Robert Engels.

Ein ganz eigenes Buch, wie es in der Art noch kein deutscher Dichter für die Jugend geschrieben hat. Carl Ferdinands stellt die Zeit dar, da noch kein Eisen geschmiedet wurde und keine Buchstaben die Taten der Menschen der Nachwelt verkündeten. Als Eroberer sind Ansiedler ins Rheinland gedrungen, die auf Pfahlhäusern über dem Wasser wohnen, Träger einer höheren Kultur,

Verbreiter des Ackerbaus, der Viehzucht und mancher anderen Kenntnis. Jahrhundertelang kämpfen sie mit den wilden, rohen Ureinwohnern, die in den Klüften der Berge hausen. Von diesem verzweifelten und grausigen Ringen erzählt uns die Geschichte. Alle Wildheit der Ereignisse verklärt aber das geheiligte Streben nach höherer Gesittung, das die Heldengestalten der Erzählung erfüllt. Ganz unmerkbar lebt sich der Leser in jene ferne Urzeit ein. Das tägliche Treiben im Pfahldorf, Jagd, Fischerei, erster Ackerbau und die Anfänge des Handelsverkehrs, Kundschafterfahrten in die Wälder, all das auf dem Hintergrunde einer großen, rauhen, aber mit Dichteraugen geschauten Bergnatur, das ist der Inhalt dieses seltsamen, spannenden Buches.

Wilhelm Kotzde: Im Schillschen Zug.

Mit Bildern von Willibald Weingaertner.

Zwei Freunde, preußische Soldaten, gelangen nach dem Zusammenbruch von Jena nach Kolberg und nehmen an der heldenmütigen Verteidigung der Stadt teil. Schill, Nettelbeck, Gneisenau stehen im Hintergrund. Durch das ganze Buch zieht sich die Geschichte einer Berliner Kleinbürgerfamilie, welcher einer der beiden Helden angehört, und es ist ein reiches Bild aus dem Leben Berlins unter der Fremdherrschaft gegeben, ein Gegenstück zu den Schilderungen Fontanes und Willibald Alexis'. Auf diesem Hintergrund erscheint dann die Gestalt Schills mit ihrer fortreißenden Kraft. Wir sehen, wie die Bevölkerung Berlins in ihm ihren Helden sieht und ihm zujubelt. Wir erfahren von der treuen Liebe zum Vaterland, die in den durch Napoleon losgerissenen Landesteilen fortglüht. Beide Freunde folgen Schill auf seinem tollkühnen Zug bis zum bitteren Ende. Der eine findet seinen Tod auf dem Sandhaufen in Braunschweig, von den Schergen Napoleons, der andere wird auf die Galeere geschleppt. Nach Jahren gelingt es ihm zu fliehen, und auf dem englischen Schiff,

das ihn aufnimmt, hört er von den herrlichen Taten des Jahres 1813. Mit einem Ausblick auf die Freiheit des Vaterlandes schließt die Geschichte.

Max Geißler: Der Douglas.

Mit Bildern von Franz Müller-Münster.

Der Dichter führt uns nach Schottland hinauf. Es ist die Zeit der Däneneinfälle. Wir sehen, wie die Schotten unter der Führung der Douglas und Malcolm die Heimat verteidigen. Der Held der Geschichte ist der Sohn eines Douglas und einer Malcolm, der als zartes Kind, während der Vater in der Feldschlacht steht und von der Hand des Feindes fällt, durch ein unglückliches Geschick der Mutter genommen wird und bei Hirten als vermeintliches Hirtenkind aufwächst. Ein Eremit lehrt ihn das Waffenhandwerk, das Heldenblut der Väter treibt ihn in den Kampf für die Heimat, und wie er nun nach Schloß Malcolm kommt, erkennt ihn die Mutter. Das spannende Buch wird von Knaben und Mädchen gleich gern gelesen werden.

Eberhard König: Ums heilige Grab.

Mit Bildern von Professor Ernst Liebermann.

Das Buch gibt ein lebendiges Bild aus der Zeit der Kreuzzüge. Gerwin, ein Jüngling bäurischen Standes aus niedersächsischem Blut, gelangt nach mannigfachen Abenteuern nach Palästina; er entrinnt der mörderischen Türkenschlacht bei Tiberias und kommt nach gefahrvollen Kreuz- und Querzügen nach Jerusalem, das er in hervorragender Stellung gegen Saladins Übermacht verteidigen hilft. Für seine Verdienste wird er in den Ritterstand erhoben. Nach der Übergabe Jerusalems wird er von Saladin freigelassen und will zur See nach Deutschland heimkehren. Aber er wird an die Küste Klein-Asiens verschlagen und gelangt zum Sultan Kilidsch Arslan, dem Freunde Barbarossas. Er wird Zeuge

der Schlacht von Ikonium und schließt sich nach dem Tode des Kaisers dem Zuge Friedrichs von Schwaben an. Später ist er einer der ersten Deutschritter und fällt im Dienste des Ordens im Kampfe gegen die heidnischen Preußen. Neben Gerwin ragen Gestalten wie der Volmarsteiner, Ritter Iwein, Bruder Anselm und Balian von Iblim, der Verteidiger Jerusalems, hervor.

Gustav Falke: Drei gute Kameraden.

Mit Bildern von Georg A. Stroedel.

Es ist die Geschichte dreier Kinder, die in ihrer Schulzeit treu zusammenhalten. Kinderglück, Kinderleid, behagliche Kleinmalerei und Humor, der alles übersonnt, sie spinnen diese schlichte Geschichte. Aber über der Welt der Kleinen lebt die der Großen, eingreifend, bestimmend. Dort aufziehende Gewitter werfen ihre Blitze zerstörend in den heiteren Frieden des Kinderidylls, und einer der drei Kameraden, das Mädchen, muß das Leben daran geben. So ergreift die Erzählung, die in einem ländlichen Vorort einer großen Stadt spielt, den Leser tief und hinterläßt eine nachhaltige Wirkung. Die Mutter des Mädchens aber, Frau Langhammer, das ist eine Frau, die der Dichter sehr glücklich gezeichnet hat. In unermüdlicher Sorge schafft sie für ihr Kind. Andere wollen der Witwe helfen, sie aber weist alles zurück; es ist der Stolz der Armut, die sich nicht demütigen will. Diese Gestalt wird dem Leser sehr nahekommen.

Wilhelm Kotzde: Der Tag von Rathenow.

Mit Bildern von Georg Barlösius.

Es ist das Jahr 1675. Noch einmal ist über die Mark Brandenburg die Not gekommen, welche das Volk im Dreißigjährigen Kriege erduldete. Aber die Märker leiden sie nicht mehr in stumpfem Dulden. Unter dem Regiment des Großen

Kurfürsten sind sie ein kraftvolles Volk geworden, in dem sich die Zähigkeit und Hingebung regen, die von hier aus das Deutsche Reich werden ließen. Bürger und Bauern stehen treu zu Fürst und Land. Der Bürgermeister Matthias Bergmann, der Ratsherr Thomas Meerkatz, der Klinkbauer Hans Schliewentz treten in diesem Kampf gegen die Schweden hervor. Dem Klinkbauern verbindet sich der Kampf um die Heimat mit der Not seines eigenen Hauses. Arge Freveltat ist ihm durch die Schweden geschehen. Mit List, Gewandtheit und Mut steht er dann in Rathenow dem Feind gegenüber und greift selbst in den Entscheidungskampf um die Stadt ein, der mit der Vernichtung der schwedischen Besatzung endet. Hinter all dem steht die Gestalt des Großen Kurfürsten, groß, überragend, dabei gütig und milde. Ihm begegnen Bauern- und Bürgertreue. Auf ihn hofft sein Land. All das leuchtet durch die schnell, in wenigen Tagen sich abspielenden Geschehnisse, in deren Mittelpunkt der Klinkbauer und seine Söhne stehen. So fesselt das rein Menschliche, die Not und die Tatkraft dieser Bauern und Bürger, den Leser und läßt ihn jener Geschicke miterleben.

